

❖Bavar.❖

384

o(4

Bayer

384^o

Bibliothek

~~D. 84.~~

<36625443320016 S

<36625443320016

Bayer. Staatsbibliothek

4. BAND

ARBEITERGESTALTEN
AUS DEN BAYERISCHEN ALPEN

von Max Haushofer



BAYERISCHE BIBLIOTHEK
BEGRÜNDET UND HERAUSGEGEBEN

von

KARL VON REINHARDSTOETTNER

und

KARL TRAUTMANN

BAMBERG

BUCHNERSCHE VERLAGSBUCH-
HANDLUNG

1890

O. Conze ch. München

→ Einzelpreis M. 1. 40 ✿ Subskriptionspreis M. 1. 25 ✿

37c



BAYERISCHE BIBLIOTHEK

Begründet und herausgegeben von

KARL VON REINHARDSTOETTNER & KARL TRAUTMANN

4. BAND.

ARBEITERGESTALTEN
AUS DEN BAYERISCHEN ALPEN

Von

MAX HAUSHOFER.

ZEICHNUNGEN

von

OTTO E. LAU.



BAMBERG

Buchnersche Verlagsbuchhandlung

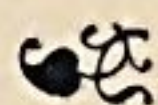
1890



DRUCK
VON KARL WALLAU IN MAINZ.



ZINKÄTZUNGEN
VON OSKAR CONSÉE IN MÜNCHEN.



HADERNPAPIER
AUS DER FABRIK VON HOFFMANN & ENGELMANN IN
NEUSTADT A. D. HAARDT.



ERSTES KAPITEL.

Natur und Arbeitssitte in den Bergen.



Wenn von Volks-
sitte die Rede ist,
denkt jedermann mei-
stens bloss an die
Gebräuche bei Ehe-
schliessungen und Be-
gräbnissen; allenfalls noch
an jene Bräuche, welche
sich an die grossen

Kirchenfeste knü-
pfen. Gern über-
sieht man jenen
Teil der Volkssitte, der
an das Arbeitsleben der
Menschen sich anschliesst.

Im grunde aber ist er für Leben und Wohlfahrt des Volkes weit wichtiger.

Wie und was das Volk arbeiten soll, das wird ihm in jedem Landstrich geboten durch jene Zustände, in welche es von der Natur der Landschaft versetzt wird. Durch Klima, Bodengestaltung und Bodenfruchtbarkeit, durch die unterirdischen Schätze des Bodens, durch die vorhandenen natürlichen Verkehrsbedingungen. Diese Zustände und Verhältnisse sind äusserst mannigfach nüanciert und erhalten noch tausend weitere Schattierungen und Unterschiede durch geschichtliche Ereignisse früherer und späterer Zeit.

Was die Alpennatur dem Menschen an Stoff und Hilfsmitteln für seine Arbeit bietet, ist weder besonders fein, noch besonders mannigfach. Aber es sind schwere wuchtige Massen, die sie ihm als Arbeitsaufgaben hinstellt, Massen, deren Bewältigung mehr trotzigem Entschluss, als zähe Geduld erfordert.

Die Arbeit in den Alpen ist ein beständiger Kampf.

Sie ist ein Kampf wider das starre Gestein, das wohl in den Thälern von fruchtbarer Erde bedeckt ist, aber an den Berghängen nackter und nackter hervortritt, je höher man emporsteigt, bis es endlich die Pflanzenwelt nur mehr als spärlichen Schmuck erduldet. Und von den Höhen will es herabdrängen in die Thäler als stürzender Fels, als rollendes Geschiebe, als breiter Schuttkegel, als Kiesbett in Fluss und Bach.

Sie ist ein Kampf gegen die wilden Bergwasser, die nicht bloss murmelnd rieseln, sondern lieber toben und schäumen, Felsblöcke und gestürzte Waldbäume und losgerissenes Erdreich mit sich schwemmend. Jedes dieser Alpenwasser will Spielraum haben und sein schmales Felsbett verbreitern; es will auch arbeiten, freilich in seiner wilden Weise.

Und sie ist ein Kampf gegen den furchtbaren Winter, der mit seiner Schneelast alles erdrücken will, und der, nachdem er viele Monate hindurch die Thäler und Menschen in seinen weissen Mauern gefangen gehalten hat,

selbst im Entweichen noch seine zerstörenden Lawinen herabsendet, als wilden schrecklichen Gruss aus der Höhe.

Eine so geartete Arbeit aber giebt auch dem Menschen, der sich mit ihr befassen muss, eigene Züge. Schneidig macht sie ihn und kampflustig; und dabei doch nicht etwa zu bössartiger Gewalthat gegen seinen Mitmenschen geneigt. Denn der Mensch in den Alpen sieht seinen gröberen Feind immer in der rauhen Natur; und in seinem Mitmenschen erblickt er stets den Kampfgenossen, mit dem zusammen er gegen jenen stärkeren, herz- und vernunftlosen Feind zu streiten hat.

Wo die Natur schön ist, da arbeitet der gesunde und lebensfrohe Mensch lieber im Freien, als im geschlossenen Raum. Lieber erträgt er die Unbill des Wetters, Sturm und Regen, Frost und Sonnenglut, als dass er auf Waldesrauschen und Sonnengeflimmer verzichtet. Das ist eine Thatsache, die seit Jahrtausenden das ganze Wirtschaftsleben aller Bergländer beherrscht. Nirgends folgt die Bevölkerung diesem Drang nach dem Freien lieber, als in den bayerischen Alpenländern. Industrielle Thätigkeiten, die in geschlossenen Räumen vollbracht werden müssen, werden immer einem gewissen passiven Widerstande seitens dieser Bevölkerung begegnen. Und wir können dies nicht im mindesten beklagen. Die grosse Masse der Bevölkerung hat ein gesünderes und besseres Los bei der Rohproduktion, als bei der Industrie. Nur ein etwas kurzsichtiger Fortschrittsphilister wird es bedauern, dass die schäumende Kraft unserer schönen Waldbäche noch nicht in den Dienst von Spinnereien und Webereien gezwungen ist.

Der bayerische Alpenbewohner arbeitet gern und willig, wenn eine vernünftige Arbeit von ihm verlangt wird, und wenn er ihr ein erspriessliches Ende absieht. Er weiss genau, dass der Mensch nicht der Arbeitsprodukte wegen da ist, sondern die Arbeitsprodukte wegen des Menschen. Könnte er seine Kräfte nicht anstrengen, so thäte es ihm leid, sie von der Natur erhalten zu haben; er weiss, dass sie ihm zur Arbeit gegeben sind. Darum

wird man die grundsätzlichen Faulpelze, die Lazzaroni-naturen in unseren Bergen geradezu mit der Laterne suchen müssen; es giebt Gemeinden genug, wo man ganz umsonst nach einem wirklichen Faulenzer fragen kann.

Aber eben weil er in einer schönen Natur lebt, lässt sich der Bergbewohner auch zu keiner Arbeit herbei, die ihm die Freude an der Natur und am Leben nähme. Er weiss, dass es Momente giebt, in welchen das Leben den Menschen freut auch ohne greifbare Güterverzehrung, und darum will er, dass ihm neben der Arbeit und dem Erwerb auch Zeit gelassen werde, sich in seiner schönen Landschaft seines Lebens zu freuen. Sein Fleiss ist nicht der Fleiss einer Ameise, sondern der Fleiss eines Waldvogels, welcher, wenn er einmal sein Nest gebaut hat, denkt, dass ihm der Wald schon auch Futter geben werde, und der nicht bloss einheimsen, sondern auch fliegen und singen mag. Darum scheint's wohl manchmal, als ob seine Laune auf seine Arbeit einen ziemlich starken Einfluss nähme. Selbst dem Fleissigen begegnet es zuweilen, dass ihn ganz unversehens die Blaumontagsstimmung überkommt. Dann helfen weder Vernunftgründe noch Bitten der Arbeitgeber oder des besorgten Eheweibs: die Stimmung muss ausgenossen und verarbeitet werden, allem zum Trotz. Dann heisst's »Nothi is nit lusti«, und um diesen Grundsatz zu bekräftigen, wird frisch eingeschenkt. Aber man muss es den meisten, die unter solchen Stimmungen zu leiden haben, lassen, dass sie an den folgenden Tagen reichlich wieder hereinzubringen suchen, was sie an einem solchen blauen Montage, der übrigens auch auf einen Dienstag, Mittwoch oder sonstigen Werktag fallen kann, versäumt haben.

Wenn den Älpler aber seine Arbeit am besten freut, dann pfeift oder jodelt er dazu. Und das ist der schönste Beweis für ein nicht mit erdrückender Last überhäuftes Arbeitsleben, dass man in den Bergen so viele findet, die mitten unter der Arbeit pfeifen oder jodeln. Der Knecht, der mit seinen Ochsen und seinem Pfluge in thauiger Frühe auf den Acker hinauszieht, pfeift sein Lied,

und der Holzknecht singt das seine, wenn er mit der Axt auf der Schulter den Waldweg hinansteigt. Auf der Dreschtenne und um den Heuwagen her, auf welchem die duftige Last der Wiesen sich häuft, kann man oft genug launige Hin- und Widerrede vernehmen, der es nicht selten bloss am Reim fehlt, um als frohmütige Gelegenheitsdichtung zu erscheinen. Am hellsten freilich und am öftesten jauchzt bei seiner Arbeit das übermütige Sennervolk droben auf seinen Bergmatten.

Um die Arbeitsgeschicklichkeit des bayerischen Alpenbewohners zu beurteilen, muss man bedenken, dass sein eigentliches Werkzeug nicht der Pflug, sondern die Holzaxt ist. Das unter den Pflug genommene Land bildet ja nur einen kleinen Teil des landwirtschaftlich benützten Bodens, und letzterer wird im ganzen übertroffen durch die Ausdehnung der Waldlandschaft. So erklärt sich leicht die ganze Arbeitsgewohnheit und Arbeitsgeschicklichkeit der Bergbewohner, denen stets jene Arbeit am meisten zusagt, bei welcher ein wuchtiges Werkzeug mit starkem Arm geschwungen werden muss. Die schneidige Axt, der schwere Schmiedehammer, das ungefüge Ruder, aber auch die lustige Peitsche: das sind die Lieblingswerkzeuge in den Bergen — den Dreschflegel, hier Drischel genannt — nicht zu vergessen. Spaten und Pflug, die im Boden wühlen, die kreischende Säge und derlei Gezeug sind dem Arbeiter der Berge schon fremder.

Die Freude an dem, was kräftig dreinhaut, zieht sich durch alle Hantierung hindurch, im Walde wie in der Landwirtschaft, auf dem Wasser wie im Gestein, im Freien wie in der Werkstatt. Sie schafft eine Vorliebe für gewisse Berufsarten, eine bestimmte Richtung der Arbeitsgewohnheit. Der bayerische Bergbewohner zeigt eine gewisse rauhe Vielseitigkeit seiner Leistung, er hat die Findigkeit aller jener Arbeiter, die an den Grenzen wohlangebauter Landschaft in die Wildnis vordringen müssen, um derselben ihre bescheidenen aber schwerwichtigen Schätze abzurufen.

Im Zusammenhang damit steht eine gewisse Freude an den gefährlichen Arbeiten. Mit mächtigen Baumstämmen und meterdicken Steinblöcken sich zu balgen, gilt eher als lustiges Spiel, denn als Arbeit. Solche Arbeitsobjekte schaut unser Altbayer wie einen persönlichen Feind an, den man seine Meisterschaft fühlen lassen muss.

Einst sah ich an einem Seeufer einem Zimmermann zu, der beschäftigt war, ein eichenes Schiff von zwanzig Zentnern Eigengewicht aus dem Wasser auf das Ufer heraus zu heben. Das Fahrzeug sollte über eine reichlich zwei Fuss über dem Seespiegel gelegene Steinbastei heraufwandern, und der Zimmermann war allein, ohne Gehilfen. Er legte zwei lange Balken schräg auf die Bastei und unter das Schiff, befestigte ein Seil an demselben und liess das andere Ende des Seils über einen Wellbaum laufen, den er höher droben am Ufer angebracht hatte, und der mit Hebeln gedreht ward. Soweit schien alles gut vorbereitet; und als der Zimmermann die Welle in Bewegung setzte, rückte auch das Schiff langsam das Ufer hinauf. Als aber der dunkelbraune Bauch des Schiffes gerade über die Kante der Bastei gehen sollte, brach einer der darunter liegenden Balken, und der andere knickte nun auch zusammen. Nun war der Weg, welchen das Schiff nehmen sollte, um ein gut Stück steiler geworden; das Seil konnte die Last nicht mehr bewältigen und zerriss knallend. Ein eben so knallender Fluch des Zimmermanns war das Echo. Der Versuch, das Seil wieder zusammenzuknoten, führte nur zu einem abermaligen Zerreißen. Und nun begann der Mann mit dem Schiffe förmlich zu raufen. Erst zerbrach er seine Hebebäume unter dem mächtigen Rumpfe; dann aber sprang er bis an die Hüften ins Wasser und stemmte die Schulter unter den Stern des Schiffes. Mit übereinander gebissenen Zähnen und hochgeschwollenen Stirn-Adern schob und hob er das schwere Schiffsgebäude. Er wusste, dass ihn das Fahrzeug ohne Gnade zermalmt hätte, wenn es rückwärts geglitten wäre; aber er liess

nicht nach. Ich half dem Manne, so gut ich's vermochte; doch spürte ich deutlich, wie wenig meine Kraft bedeutete gegenüber seinen zornwütigen Anstrengungen. Schliesslich gelang's ihm auch wirklich, das Schiff auf den Strand hinauf zu bringen.

Ähnliche Beobachtungen kann man hierzuland überall machen, wo es sich um solche aussergewöhnliche Arbeitsaufgaben handelt: beim Fällen und Transport ungewöhnlich grosser Bäume und Felsstücke, beim Aufrichten von Gerüsten; bei Unfällen mit schwerem Fuhrwerk. Da setzen die Menschen tollkühn ihre Person ein, weit lieber als dass sie sich zu umständlicheren Vorbereitungen Zeit und Mühe nehmen.

Eine Arbeitsteilung giebt es wohl im Wirtschaftsgebiete der bayerischen Alpen; aber sie ist nicht so ausgebildet, dass sie etwa die Hauptberufsarten durch unüberbrückbare Klüfte scheiden könnte. Berufswechsel ist keine Unmöglichkeit. Der erwünschteste Berufswechsel ist freilich allemal der vom Besitzlosen zum Besitzenden, vom Kleinhäusler zum Bauern.

Wer ganz besitzlos in die Welt tritt, hat hierzulande die Wahl unter den verschiedenen Arten von Tagelöhneri — oder einem Handwerk, wenn sich jemand findet, der ihm das Lehrgeld bezahlt. Die Tagelöhneri ist hier nicht so schlimm, als man sich's wohl gewöhnlich bei dem übelklingenden Worte vorstellt. Am frühesten fängt mit der Erwerbsarbeit der Hüterbube an. Ist er so weit herangewachsen, dass er eine Axt oder einen Dreschflegel schwingen kann, so hört gemeiniglich das Viehhüten auf. Dann tritt eine vorläufige Entscheidung für ihn ein, die Entscheidung, ob er sich ständig als Bauernknecht verdingen, ob er sich der Holzarbeit im Walde oder der Tagelöhneri im Dorfe widmen will. Die letztere lässt ihn zwischen landwirtschaftlicher und anderer Arbeit abwechseln. Diese Berufsthätigkeit ist bloss eine provisorische, weil sie durch die Militärdienstzeit unterbrochen wird. Erst wenn der Mann vom Militär zurückkommt, dann muss auch der bisher Berufslose eine bestimmtere Ent-

scheidung treffen. Jetzt kann er sie auch treffen; er ist ja ein Gelegenheitsarbeiter, der eben das arbeitet, was sich ihm gerade bietet. Während seiner dreijährigen Abwesenheit hat sich im Dorfe manches verändert; er muss zuerst erfahren, wo sich Arbeitsgelegenheit bietet. Die sucht er vor allem im Wirtshause auf; dann etwa bei seinen früheren Arbeitgebern. Und nun wird er entweder wirklich Bauernknecht; oder er verdingt sich als Fuhrknecht beim Wirt oder Holzhändler; vielleicht geht er auch zur »Holzarbeit«, kurz irgendwohin, wo man ein paar kräftiger Fäuste und ein militärisch geschultes ländliches Durchschnittstalent brauchen kann. Zwei Dinge aber hat er schon bei der Auswahl dieser Thätigkeit im Auge: seinen Schatz und den möglichen Erwerb eines, wenn auch noch so bescheidenen Heimwesens. Das letztere ist das wichtigere; denn zu ihm findet sich dann das erstere von selbst. So unbedeutend auch die Kosten für das Anwesen eines Kleinhäuslers sind — tausend oder zweitausend Mark für ein Hüttchen und ein paar Grundstücke: eine schwere Summe ist's immerhin für den, der gar nichts hat. Aber man muss bedenken, dass diejenigen, die gar nichts haben, im bayerischen Gebirge Ausnahmsmenschen sind; oft wird man in einer Gemeinde von einigen hundert Seelen vielleicht zwei oder drei solcher gänzlich Besitzloser finden. Ein Vater- oder Muttergut von etlichen hundert Mark hat fast der Ärmste; und mit dem Vermögen seines Mädchens zusammen langt es meistens zum Erwerb eines eignen Heimwesens. Eingefleischte Hagestolze sind freilich auch nicht selten; die brauchen kein Heimwesen; sie finden ihre Wohnung entweder bei ihrem Arbeitgeber im Stall oder in der Knechtkammer, oder im elterlichen Anwesen, wo sie ihnen reserviert geblieben ist.

Die Berufswahl des Besitzenden ist zwar nicht viel reicher an Arbeitsgelegenheit, welche sie etwa bietet, aber jedenfalls angenehmer. Dass der älteste Sohn das elterliche Anwesen — sei es nun der Hof eines wirklichen Bauern oder das bescheidene Besitztum des Kleinhäuslers —

erhält, ist eine natürliche und selbstverständliche Sache. Wie aber und womit die Geschwister entschädigt werden sollen, ist meistens die heikelste Wirtschaftsfrage, die während der ganzen Wirtschaftsführung der Familie immer wieder an sie herantritt, so oft die wirtschaftenden Personen sich ändern. Aber wir wollen uns mit diesen Dingen nicht beschäftigen; sie sind ja nicht bloss in den bayerischen Alpen vorhanden, sondern in viel weiteren Gebieten.

Etwas höher will der Besitzende natürlich auch hinaus. Aber das geht nicht so weit, um eine merkliche Veränderung des Wirtschaftslebens herbeizuführen. Wer in unsren Bergen ein Anwesen besitzt, giebt dasselbe nicht so leicht auf — ausser um ein besseres in der Nachbarschaft zu erwerben. Dass einer seine Heimat verkaufte, um in die Stadt zu ziehen und sich nach besserem Erwerb umzuthun, kommt äusserst selten vor; noch seltener die Auswanderung über den Ozean. Davor empfindet unser Äpler geradezu ein Grausen. Man kann mitunter ein langes vielstrophiges Lied von »Amerika« singen hören; fragt man aber Leute, selbst solche, die in gedrückter Lage leben, ob sie nie daran gedacht hätten auszuwandern, so schütteln sie verständnislos das Haupt.

In rein landwirtschaftlichen Bezirken ist das Weib vollständig die Arbeitsgefährtin des Mannes. Nicht so in den Bergen. Da sind dem Weibe gewisse Arbeitsthätigkeiten verschlossen. Niemals wird man ein Weib bei der Holzarbeit im Walde finden, fast niemals auch bei schwerem Fuhrwerk auf der Landstrasse, in Steinbrüchen, auf Zimmerplätzen. Holzaxt und Steinpickel, Pflug und Schmiedehammer sind ausschliesslich Werkzeug des Mannes. In Heugabel, Sense und Dreschflegel teilen sich friedlich beide Geschlechter; der Melkkübel und, was dazu gehört, dann der Spinnrocken und vor allem die Pfanne auf dem Herde sind Sache des Weibes. Nur wo es gar keine Weiber giebt, muss freilich auch der Mann die Pfanne handhaben und zur Not die landesübliche Schmalzkost kochen können.

Bei dieser Arbeitsteilung stehen sich beide Geschlechter vortrefflich. Das sind gesunde und beneidenswerte Zustände. Das Weib ist dabei weder mit Arbeit überbürdet, noch zum Nichtsthun verurteilt. Und wo Weiber mit Männern zusammen arbeiten, wird man in unsren Bergen immer eine ritterliche Bevorzugung des Weibes beobachten können.

Wenn trotzdem die Frauen und Mädchen in den bayerischen Alpengegenden frühzeitig abgearbeitet und gealtert aussehen, so hat dies andre Gründe. Sie schonen sich eben nicht im mindesten. Die verheirateten Frauen namentlich geben gar nichts mehr auf ihre eigne Schönheit; wenn sie sich noch schmücken, geschieht es viel mehr, um ihren Wohlstand zu zeigen, als die Reize eines feinen und zarten Gesichtes. Es fällt ihnen gar nicht ein, schön sein zu wollen; bloss »sauber« möchten sie aussehen. Dazu kommt als weiterer Grund, dass das weibliche Geschlecht in den bayerischen Bergen überhaupt nicht schön geraten ist. Sie sind alle mehr stämmig, kurzhalsig und breit, als schlank und graziös. Und ihre Tracht ist — was man auch über sogenannte schöne alte Bauerntracht sagen mag — weit eher geeignet, das Plumpe, als das Feine und Graziöse hervortreten zu lassen. So kömmt's, dass die Weiber meistens um zehn Jahre älter aussehen, als sie wirklich sind. Glücklicherweise haben sie es nicht nötig, sich jünger zu machen; denn den Männern fehlt der Blick dafür, und die Weiber wissen, dass Treue gehalten wird, wenn auch die Schönheit dahin ist.

Die Arbeit des Alpenvolks hängt ganz wesentlich von der Leichtigkeit oder Schwierigkeit des Verkehrs ab. Den aber kann leicht die Energie oder der Scharfsinn eines einzelnen für lange Zeit in ganz andere Bahnen lenken. Um das einzusehen, braucht man nur die Wege und Stege in den Alpenländern zu betrachten. Wie oft hangen vielstündige Umwege nicht davon ab, ob man für eine Wegrichtung eine Brücke über einen Bergbach benutzen kann oder nicht! Wild toben die Achen durch

die Thäler heraus; wer an einem Ufer sich befindet und ans andere hinüber will, dem bleibt nichts übrig, als stromab oder stromauf zur nächsten Brücke zu wandern. Ein einziger thatkräftiger Mann, der es unternahm, einen sommerlangen Tag mit seinen Knechten zu arbeiten, um ein paar Baumstämme zu fällen, sie über den Waldstrom zu legen und ein schwankendes Geländer daneben anzubringen, konnte dadurch ein ganzes Thal dem Verkehr erschliessen, konnte bewirken, dass eine ganze Landschaft um Jahrhunderte früher die Heimat von Generationen ward, als die Nachbarthäler, die vielleicht bloss wegen eines mangelnden Steigs, wegen eines unüberbrückten Stromes noch lange Zeit öde Wildnis blieben. Und nicht bloss die erste Anlage, auch spätere Verbesserungen eines Verkehrsweges spielen solch eine wichtige Rolle. Oft ist's eine einzige kurze Wegstelle, welche verursachte, dass ein Alpenweg nicht befahren, sondern bloss von Fussgängern oder Saumtieren beschritten werden konnte. Wer da eine Sprengung, eine Erweiterung vornahm, konnte die Kultur ganzer Dorfschaften um Jahrhunderte beschleunigen.

Wo die Wege schlecht und die Transportfahrzeuge unzulänglich sind, muss ein um so grösserer Aufwand an Transportarbeit gemacht werden. Das findet man überall in den Bergen, auch bei uns. Der Postbote im Gebirge muss oft stundenweite Wege wandern wegen eines einzigen Briefes. Auf schlechtem Bergsträsslein begegnet man einem riesigen Ross vor einem kleinwinzigen zweirädrigen Karren. Kaum scheint einem das Fässlein, welches auf dem Karren liegt, der Mühe wert, dass überhaupt eingespannt wird; aber da die Last für einen Menschen zu schwer ist und doch transportiert werden soll, muss das Ross seine Kraft an dem Fässchen vergeuden; und der baumlange Kerl ebenfalls, der mit der Peitsche nebenher schlendert. Anderwärts treffen wir eine Sennerin, die wegen ein paar Käsen einen steilen und gefahrvollen Weg von vielen Stunden zurücklegt; oder einen Hüterbuben, der im Auftrag einer gütigen Herrin eine Tagereise

weit über Klippen und Schneefelder springt, um schliesslich die inhaltschwere Meldung herauszustammeln: »'s Miede! lasst sagen, 's wär' halt nix!« So finden wir eine Verschwendung von Arbeitskräften im Transportdienst. Sie ist ein ungemein bezeichnendes Merkmal für das Arbeitsleben unsrer Berge. Ein gewissenhafter Volkswirt mag darob die Hände über dem Kopf zusammenschlagen; aber wir finden diese Vergeudung nicht so schlimm. Sie ist wohl eine Vergeudung von Arbeitskraft; aber sie ist keine Vergeudung von Lebensglück und Freiheit; und jener Hüterbube, der sechs Stunden lang über das steinerne Meer lief (von der Kaltenbrunner Alpe über das Diessbacheck bis zum Jägerhaus am Funtensee), um auszurichten »es wär' halt nix« —: er hat freilich nicht so viel verdient, als wenn er in einer Baumwollspinnerei an der Maschine gestanden hätte; er hat vielleicht bloss eine Pfeife Tabak und ein Butterbrot verdient; aber er hat dafür Gamsen und Murmeltiere belauscht; er durfte seinen schwarzbraunen Kopf auf ein Moospolster legen, das mit Edelweisssternen geschmückt war; in sein Auge glänzten von fernher die Schneefelder der Tauernkette; und er war frei, frei wie kein König ist! Alle unsre modernen Volkswirtschaftstheorien, alle unsre technischen Fortschritte — können sie dem gehetzten und gequälten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts nur einen Schimmer dieser unvergleichlichen Freiheit schenken? Das arme Kind der modernen Grossindustrie, das mit seinem fünfzehnten Jahre die kahlen Säle der Fabrik betritt, um als lebensmüder Greis der Invalidenversicherung in die kargen Arme zu sinken — hat es während einer sechzigjährigen Arbeitszeit einen einzigen Tag solchen Glücks, wie jener Hüterbube?

Lassen wir ruhig unserm Bergvolk seine schlechten Wege und die Kraftverschwendung, die damit zusammenhängt. Die Schattenseiten der Unkultur haben doch auch ihren Sonnenschein; und man weiss keineswegs immer, ob die Gasflämmchen und die elektrischen Lichter der Zivilisation jenen Sonnenschein überstrahlen.



ZWEITES KAPITEL.

Der Holzknecht.

Wandre mit mir den prächtigen Waldsteig entlang, der von Ramsau nach dem Hintersee führt. Wildschäumt der Berg-

Holzknechte am Triftbach.

bach neben uns. Sein Wasser, sonst krystallhell um weisse und moosgrüne Felsblöcke plätschernd, ist heute trüb, grau und hochgeschwollen; mit donnerähnlichem Rauschen wälzt es tausende und aber tausende von braunen Holzblöcken daher. Einzelne dieser Holzblöcke sind dick wie Eimerfässer, andere schwächer; rund und braun sind sie alle, soweit ihnen nicht die stürmische Thalfahrt schon ihr Rindengewand in Fetzen abgerissen hat. Man möchte jedem dieser Holzblöcke nachschauen, wie er seine Reise vollbringt, wie das wilde Wasser ihn dreht und wirft, ihn ab und zu zwischen ein paar Felszacken klemmt, um ihn nach einigen Minuten wieder loszureissen und weiterzuwirbeln. Namentlich dort wird das Ding interessant, wo der Waldstrom zwischen mehr als manns-hohen Felsblöcken sich durchdrängt und über sie herabstürzt, um dann unheimliche wirbelnde Trichter zu bilden, in welche die Hölzer hinabgezogen werden. Man glaubt, sie kämen nimmer zum Vorschein — plötzlich schnellen sie sich wie Fische wieder empor und schiessen dahin, thalabwärts.

Und nun kommen uns auch zwei Männer entgegen, denen die schwere und nicht ganz gefahrlose Arbeit zu teil geworden, die Thalfahrt dieser Hölzer zu leiten. Holzknechte heissen diese Leute in den bayerischen Bergen. Hochgewachsene kraftvolle Gestalten sind's mit wetterbraunen trotzigem Gesichtern. Sie tragen einen grünen Spitzhut mit einer Feder darauf, Joppe, kurze Lederbeinkleider, Strümpfe und schwere eisenbeschlagene Schuhe. Als besonders auszeichnend und malerisch an ihrer Tracht aber erscheint ein breiter dunkler Lederkragen. In dieser vollen Tracht, zu welcher auch noch der Rucksack und die Axt über der Schulter gehört, erscheinen sie aber nur, wenn sie zur Arbeit ausziehen. Jetzt, wo wir sie mitten in der Hantierung sehen, ist Joppe, Kragen, Rucksack und Axt zurückgeblieben; dafür ist jeder mit dem Griesbeil, einem langstieligen Hacken, bewehrt, der ihm Bergstock und Werkzeug zugleich ist.

Die Aufgabe dieser Männer und ihrer nach ihnen kommenden Kameraden ist es, den Waldbach herab das

getriftete Holz zu begleiten und jeden Block, der sich etwa zwischen Felsen festklemmt oder ans Ufer herausgeworfen ward, wieder in die nasse Bahn zurück zu stossen. Nicht selten kommt es dabei vor, dass Dutzende von Blöcken durch die schäumenden Wasser auf einen Haufen getürmt werden, der dann mitten im Wildbach liegt, ein bedenkliches Hindernis für die nachkommenden. Da gilt es dann oft genug, bis an die Knie oder wohl auch bis an die Brust im eiskalten Wasser zu stehen und in wilder Hast an dem Trümmerhaufen zu stossen und zu ziehen, bis er zerfällt und unwillig seinen rauschenden Weg fortsetzt. Bewunderungswürdig ist es, mit welcher Geschicklichkeit die Holzknechte auf die nassen flutüberströmten Steine springen, um von da aus die Hölzer weitzustossen, wie sie auf schwankenden Holzinseln Fuss fassen, diese Inseln unter sich zertrümmern und sich dann aus den Trümmern wieder ans Ufer schwingen, um weiter flussabwärts dasselbe mühsame Werk von neuem zu beginnen.

Kaum sind uns die Männer aus den Augen, so begegnet uns wieder und wieder einer. Ein kurzer Gruss ist alles, was sie zu versenden haben; ihre Arbeit scheint sie mit seltsamer Leidenschaft zu erfüllen.

Nach halbstündiger Wanderung kommen wir an einen Platz, wo ein steiler Waldhang unmittelbar nach der Ache zu abfällt. Bis hoch hinauf zeigt er nichts, als eine mächtige Halde von Holzblöcken. Und diese Halde ist in rollender, springender Bewegung. An den Seiten dieser in den Wald geschlagenen Lücke arbeiten die Holzknechte; unten im Bache umrauscht das Wasser einen riesigen Holzberg, beständig einzelne der Blöcke thalab reissend, während von droben herab immer neuer Vorrat nachrollt. Der ganze Berg ist mit Rinden und Spänen bedeckt. Ein ganzes Stück Wald ist's, das da mit einem Male herabgewälzt wird. Zwei im Dienste ergraute Männer begleiten von oben her den Holzsturz. Mit ihren Griesbeilen reissen sie jeden der etwa liegen gebliebenen Holzblöcke in die Bahn, bis er kollernd

und polternd sich wieder in Bewegung setzt und mit wütenden Sprüngen herunter jagt, um endlich kopfüber entweder in die Ache zu stürzen, dass das Wasser hochauf zischt, oder auf der Holzinsel liegen zu bleiben, eingeklemmt zwischen hunderten von Kameraden. Und während diese hölzernen Geschosse aus der Höhe herab sausen, arbeiten die kühnen Männer am Ufer des Waldbachs daran, die Holzinsel zu zertrümmern. Stück für Stück reißen sie los und stossen es in die Wellen hinaus.

Stundenlang kann man ihnen zuschauen, ohne müde zu werden. Endlich wirbeln die letzten Trümmer des Holzberges in der Ache von dannen; hinter ihnen drein wandern die letzten der Holzknechte, um jeden Klotz, der etwa von der vorgeschriebenen Marschroute abspringen wollte, in das Fahrwasser zurück zu treiben. Nach ein paar Stunden wird die ganze ungeheure Holzmasse vor dem Rechen zu Berchtesgaden aufgestapelt sein. So schnell muss die ganze Arbeit geschehen sein; denn die Ache hat ja für gewöhnlich nicht so viel Wasser, um derartige Holzmassen triften zu können; das ist nur möglich, indem man das Wasser höher droben aufgestaut hat und plötzlich schießen lässt.

Das ist ein Stück aus der Arbeit der Holzknechte. Diese Arbeit ist mannigfach genug.

In so ausgedehnten Waldungen, wie sie sich in unseren bayerischen Bergen finden, kann ein ansehnlicher Teil der arbeitsfähigen Männer jahraus jahrein volle Thätigkeit bei der Waldarbeit finden. Da ist auch die Waldarbeit die bevorzugte Thätigkeit. Die fleissigsten und tüchtigsten der Holzknechte sucht die Forstverwaltung möglichst ununterbrochen zu beschäftigen, um sich so einen Stamm der kundigsten, gewandtesten Arbeiter zu erhalten. Der richtige Holzknecht wächst schon von kleinauf in den Beruf hinein, indem er als Bube schon seinem Vater oder seinen Brüdern, die auch Holzknechte sind, Brot, Schmalz und Mehl in den Bergwald hinaufträgt, und dort zuerst mit dem Ausästen und Putzen der

gefällten Stämme, später dann mit den schwereren und gefahrvolleren Arbeiten vertraut wird.

Wie die Arbeit des Holzknechts eine mannigfache ist, so auch sein Arbeitsgerät. Das wichtigste Stück davon ist freilich die Axt, wieder verschieden, je nachdem sie zum Fällen der Bäume, zum Asthacken oder zum Spalten dienen soll. Daneben muss der Holzknecht aber auch das Beil, das Faschinenmesser und Putzmesser, die zweimännige Säge, die verschiedenen zum Stockroden dienenden Vorrichtungen handhaben können; und zum Holztransporte bedient er sich wieder anderer Werkzeuge. In dieser Mannigfaltigkeit der Hantierungen und Werkzeuge liegt schon unzweifelhaft ein gewisser Reiz der ganzen Thätigkeit. Ein weit grösserer Reiz liegt freilich in der Pracht und Grösse des Bergwalds, der die Arbeitsstätte und die eigentliche Heimat des Holzknechts ist. Dabei ist die Arbeit meistens eine kameradschaftliche; Mühsal und Gefahr, Mahlzeit und Rast werden mit treuen Genossen geteilt.

Die Arbeit des Holzknechts beginnt mit dem Niederschlagen der Stämme. Hochstämmige Fichten sind es, die den grössten Teil des schlagbaren Holzes in den bayerischen Bergwäldern ausmachen. An einem abzuholzenden Schlage ist immer eine grössere oder kleinere Rotte von Arbeitern beteiligt, der vom Forstamt aus ihre Arbeitsstätte für die nächste Zeit zugewiesen ist. Frühmorgens beginnen die Männer ihre Arbeit. Dann hallt mit hellem Klange der Schlag der Äxte durch den schweigenden Wald. Gleichmässig geht es fort, Schlag auf Schlag, bis auf einmal ein Knirschen und Krachen fernhin verkündet, dass wieder einer von jenen Baumriesen gefallen ist, die so lange ihre Wurzeln in das braune Erdreich und um die weissgrauen Kalkfelsen schlangen. Es ist ein kühnes und starkes Stück Arbeit, einen solchen Baumriesen niederzuwerfen; denn er darf nicht dorthin fallen, wohin er zu fallen Lust hat; sondern er muss dorthin geworfen werden, wo man ihn haben will, wo er am wenigsten anderes Holz schädigt, wo er selber beim

Sturze am wenigsten Schaden leidet, und wo er für die Zwecke des Abbringens am bequemsten liegt.

Wenn die Bäume auf dem Boden liegen, aus welchem sie einst stolz und grün himmelan strebten, dann beginnt jener Teil der Arbeit, der die Stämme nach den wirtschaftlichen Zwecken, welchen sie dienen sollen, behandelt. Sie werden abgeästet und dann nach der Entscheidung der Forstbehörde entweder zu langem Bauholze, zu Sägeklötzen und sonstigen Werkhölzern oder zu Brandholz verarbeitet. Das ist eine minder lustige Arbeit, namentlich wenn es an die Zerkleinerung der Wurzelstöcke geht. Hernach gilt es noch, die gewonnenen Hölzer, die ja nunmehr im Holzschlag durcheinander liegen, zusammenzubringen, sie innerhalb der entwaldeten Fläche, am Rande derselben oder an einem nahegelegenen Orte, dem Ganterplatz, aufzustapeln. Das besorgen auch wieder die Holzknechte mit sehr einfachen Mitteln und Werkzeugen. Je nach ihrer Grösse, Form und Lage, nach der Gestaltung des Bodens und der Länge des Weges werden die Hölzer an ihren bestimmten Platz entweder getragen, gefahren, auf dem Boden geschleift, geschlittelt, gewälzt und gefällt; oder man lässt sie abschiessen; über steile Felswände werden sie abgestürzt oder abgeseilt. Obschon die Art und Weise dieses Zusammenbringens von Forstbeamten vorgeschrieben wird, bleibt doch noch Spielraum genug für die Erfindung der Holzknechte in der Ausführung dieser Aufgabe. In den Bergen, wo ja der Wald fast immer auf einer mehr oder weniger steil abfallenden Fläche steht und das Holz nach einem tiefer gelegenen Ganterplatze zusammengebracht werden muss, dient ihm sein eigenes Gewicht vielfach als bewegende Kraft, die allerdings durch die arbeitende Hand des Menschen gelenkt werden muss. Die schwierigste und gefahrvollste, aber auch interessanteste Arbeit ergibt sich beim Zusammenbringen von Langhölzern und schweren Sägbäumen. Da mag auch der einfache Holzknecht einen wirklichen technischen Scharfblick entwickeln. Mit einem Ruck seiner Axt lupft er das thalwärts gekehrte

Holzriese an der Kampenwand.



288.

Holztaller-Hütte

Stockende eines Stammes, der auf stark geneigter Fläche liegt — und der Stamm schiesst hinunter in die Tiefe, bis er auf irgend ein Hindernis trifft. Manchmal treffen mehrere Stämme in einem flachen Graben zusammen; rasch benützen die Holzknechte das, um aus etlichen Stämmen eine Art Gleitbahn zu bilden, über die man die höher gelegenen Stämme abschiessen lässt. »Loiten« heisst man solche Gleitbahnen; dieselben verlängern sich von selbst nach unten, indem die abschiessenden Stämme nur bis ans untere Ende der Loite rutschen und dort wieder für ihre Nachfolger neue Gleitbahn bilden. Ist der Boden aber gefroren und ein wenig mit Schnee bedeckt, so braucht es gar keiner solcher Loiten; dann schiessen die Hölzer ohnedies bereitwillig abwärts. Brandholz wird häufig »gefällert«, indem man die einzelnen Trümmer mittels der Kreme in Bewegung setzt und es dann ihrer Laune überlässt, in wilderen oder zahmeren Sprüngen, oft in den tollsten Purzelbäumen, den Abhang hinabzusetzen. Am prächtigsten und grossartigsten aber ist der »Holzsturz«, wobei die mächtigsten Sägbäume über hohe Felswände herab geworfen werden. Unvergesslich bleibt dieses Schauspiel jedem, der einst am Königsee mit angesehen hat, wie über die Schrofen die Stämme herabsausen, um in einem Sprunge von mehr als tausend Fuss in den See zu stürzen und dann vom Gegendrucke der hochaufklatschenden Flut wieder bis über den Seespiegel heraus geworfen zu werden.

Den letzten Teil der Holzknechtsarbeit bildet der Holztransport bis dahin, wo die ordentlichen Verkehrsmittel, Strassenfuhrwerk und Eisenbahn, das Holz übernehmen.

In neuerer Zeit hat mit der Verbesserung der Waldwege der Schlittentransport durch Pferde immer mehr das Übergewicht über die anderen Transportarten gewonnen. Aber trotzdem findet man auch in unseren Wäldern noch oft genug die Holzbeförderung auf Riesen, durch Trift und Flösserei.

Holzriesen sieht der städtische Bergwanderer nicht leicht in Thätigkeit, weil die Arbeit an ihnen fast

nur im Winter und Frühjahr geschieht. Diese Riesen sind stets geneigte Rinnen, entweder aus Holz, oder in die Erde begraben. Die im Herbst und Winter aufgehäuften Holzmassen lässt man durch die Riesen entweder trocken oder nass, oder bei Schnee und Eis abschiessen. Haben die Holzknechte eine grössere Quantität Holz abgeschossen, um zum Holzschlage zurückzukehren und eine neue Ladung zu holen, so steigt einer von ihnen, die Füsse mit Steigeisen bewehrt, in der Riese abwärts, um dieselbe wieder von den etwa liegen gebliebenen Rinden und Holzspänen zu säubern. Sind seine Kameraden inzwischen mit neuer Last zurück, so wird er, da er von oben nicht immer gesehen werden kann, durch den Zuruf »Fluig ab« aufgefordert, die Bahn zu verlassen. Er verlässt die Riese, antwortet mit weit-schallender Stimme »Reit ab«, — und nun sausen die Hölzer wieder herunter.

Ausgeworfen werden die Hölzer entweder in ein Triftwasser, oder an einen Stapelplatz neben einem Waldwege. In letzterem Fall sind am Auswurfsplatz einige Holzknechte damit beschäftigt, die ausgeworfenen Hölzer schnell bei Seite zu schaffen. Das ist eines der gefahr-vollsten Geschäfte dieser Männer. Mit ihren Hacken bewehrt, müssen sie die Langhölzer und Sägbäume, die als todbringende Geschosse in der Riese herabsausen, sofort erfassen und zur Seite rollen, ehe die folgenden ankommen.

✕ Noch eigenartiger als bei den Holzriesen ist die Arbeit bei der Holztrift. Hier giebt's einen Kampf mit dem Wasser, mit dem Gestein und mit dem Holze zugleich. Die wilden Bergbäche unserer Alpen werden fast überall als Triftwege benützt. Auf stundenlange Strecken sieht man es ihnen oft nicht an, dass sie irgend einem wirtschaftlichen Zwecke dienen können und müssen. Dann aber, wenn man auf dem schmalen, oft kaum bemerkbaren Triftsteig entlang wandert, der sich am Wildbache hinzieht, gelangt man plötzlich an eine Klause. So heisst man die Bauten, welche aufgeführt sind, um

die Triftbäche künstlich aufstauen und hernach durch Öffnen der Klause auf einmal grössere Wassermengen benützen zu können, als der Triftbach für gewöhnlich enthält. Mitten in den einsamsten Hochthälern findet man mitunter diese Klausen, in schweigender Waldeinsamkeit die einzigen Spuren menschlichen Wirkens.

Die Arbeit der Holzknechte beim Triften beginnt damit, dass die Hölzer — es sind entweder Sägbäume oder Brandholz —, welche vorher auf Waldwegen oder in Riesen herabgebracht wurden, in den Triftbach eingeworfen werden, nachdem man die Klause durch ein oder mehrere hölzerne Thore geschlossen hat. Die Aufschichtung muss locker sein, damit das thalwärts schiessende Wasser die Holzmassen leicht erfassen und loslösen kann. Je nach der Beschaffenheit des Flussbettes wird das Holz auch erst nach dem Öffnen der Klause eingeworfen. Sobald die Klausenthore geöffnet werden, schiesst das aufgestaute Wasser zornig und schäumend herab und reisst die Holzmassen, die es in seinem Bette vorfindet oder die ihm eingeworfen werden, mit sich fort. Da giebt es nun mancherlei schwere aufregende und gefährvolle Arbeit. Wo grössere Massen von Sägbäumen aufgestapelt liegen, um beim Beginn der Trift in den Triftbach geworfen zu werden, wurden sie vorher so aufgespeichert, dass sie durch einen oder ein paar Männer leicht losgelöst werden können. Ein paar Axtschläge — und die Bäume, welche den ganzen Haufen festhalten, lösen sich aus ihrer Stellung, der riesige Holzhaufen aber gerät in schwankende Bewegung und kollert mit furchtbarem Gepolter in den Wildbach hinab, während der kecke Gesell, der den hölzernen Riegel gelöst hat, schauen darf, dass er sich mit einem Seitensprung rettet. Eine Viertelsekunde zu spät — und er würde erdrückt und zermalmt zwischen den Stämmen im Triftbache hinabgerissen. Aber auch noch andere Gefahren dräuen den kühnen Waldmenschen. Mitunter verengt sich die Schlucht, durch welche der Triftbach braust, zur finsternen Klamme, die zu beiden Seiten von turmhohen, senkrechten, oft über-



hängenden Wänden eingeschlossen ist. Drunten in der Tiefe gurgeln die Wasser; gespenstige Lichter nur fallen von oben in den Schlund. Wenn da drunten das Triftholz sich aufstaut, muss einer der Holzknechte an einem Seile hangend hinabgelassen werden; er muss auf dem finsternen flutumrauschten Holzberge selbst Fuss fassen und mit dem Griesbeil die schweren Hölzer auseinanderreissen, bis sie wieder schwimmend werden; in dem Augenblicke aber, in welchem die Holzmasse unter seinen Füßen in Bewegung gerät, muss er auch wieder emporgezogen werden, sonst ist er verloren. Wo dagegen in grösseren Alpenströmen getriftet wird, sammeln sich mitunter Haufen von Sägbäumen an Sandbänken an; auch da erfordert es ein furchtloses Herz, auf den nassen, unsicheren

Stämmen Stand zu fassen, um sie mit dem Griesbeile wieder ins fließende Wasser zurück zu stossen oder zu zerren.

So ist die Arbeit des Holzknechtes reich an Mühsal und Gefahr. Aber Mühsal und Gefahr prallen ab an den stählernen Herzen dieser Menschen und an ihrer eisernen Gesundheit.

Wenn sich jemand die Mühe nehmen wollte, die kleinen Gedenktafeln, die »Marterln«, zu zählen, welche zur Erinnerung an Holzknechte dienen, die bei ihrem Berufe verunglückten: er könnte eine lange, lange Liste aufbringen. Und mancher arme Teufel hat gar kein Marterl erhalten; seine Kameraden gruben den Zerschmetterten unter dem mörderischen Holzberge hervor, oder sie fischten ihn mit den Griesbeilen aus der tobenden Ache; hernach begruben sie ihn schweigsam in dem kleinen Friedhofe, auf dessen Gräber die steinernen Gestalten der Berge herunterschauen.

Und dann gehen sie wieder an ihre Arbeit, kühn und unverdrossen wie zuvor. Nur das Jauchzen, mit welchen sie hoch droben im sonnigen Bergwalde sich zurufen: das klingt ein paar Tage lang nicht so hell und bergfrisch wie sonst.



DRITTES KAPITEL.

Der Jäger.



Q. Conser, phot. München

errissene Nebelfetzen jagen um uns her, zu unseren Füßen wogt ein weisses Nebelmeer, über unseren Häuptern zeigen sich, bald grell vom Morgensonnenlichte bestrahlt, bald wieder schattenhaft aus Wolkenschleiern

geisternd, zackige Felswände. In unserem Rücken aber, jenseits einer unergründlichen Tiefe, schimmert ab und zu ein weisses, unheimliches Schneefeld.

Verloren ist jeder Pfad. Frühmorgens stiegen wir herauf aus dem österreichischen Blühnbachthal, um uns den Steig zu suchen, der über das Blühnbachthörl in bayerisches Gebiet führt. Aber wie eine Riesenwoge kam uns der Nebel nach; er hüllte uns in weisse Nacht, und im Nu war die Richtung verloren. Stundenlang ging's empor über steile Geröllfelder, durch Krummholz und an jäh abschiessenden Wänden entlang.

Endlich hangen wir zwischen dem Geschröff an einer Stelle, wo kein Weiterkommen möglich scheint. Wir wissen nur, dass wir irgendwo zwischen den Teufelshörnern und dem steinernen Meere stecken. Das sagt uns die blitzende Fläche der »Vergossenen Alpe«, die hinter uns durch die Nebel schimmert.

Ratlos stehen wir da. In diesem Augenblicke schallt von droben her ein kurzer Ruf. Haushoch über uns sehen wir eine nebelumflossene Gestalt. Nur flüchtig ist sie sichtbar; dann verschwindet sie wieder hinter wallenden Schleiern. Aber als Wegweiser hat sie doch gedient. Wir finden einen schmalen, kaminartigen Riss in der Wand, klettern mit Händen und Füßen empor und erreichen keuchend ein schmales Rasenband. Ein Jäger mit seinem Hund und seinem Gewehre steht vor uns. Sein scharfes Auge hat uns längst gesehen, viel länger noch hatte er uns gehört. Als zum ersten Male der Lärm eines polternden Steinblocks, der unter unserem Fusse sich loslöste, an sein lauschendes Ohr gedrungen war, hatte er den Hahn seiner Büchse gespannt in der Erwartung, einem Wilderer zu begegnen. Jetzt hängt die todbringende Waffe wieder ruhig über seiner Schulter, auf seinem Gesichte liegt ein gutmütig-spöttisches Lächeln, wie er die Anstrengungen beobachtet, mit welchen wir zu ihm hinaufklettern.

Es ist ein Jagdgehilfe aus St. Bartholomä; ein schlanker, mittelgrosser Mann, mit dunkel gebräuntem

Gesicht und funkelnden Augen. In malerischen Falten hängt der braune Wettermantel um ihn; zwischen den kurzen Lederhosen und den Wadenstrümpfen sind die sehnigen Knie sichtbar; die Nägel an seinen Bergschuhen scheinen allen Felsen der Welt trotzen zu wollen. Sein Hund, eine Art langbeiniger, gelber Dachshund, schaut mit klugen Blicken bald seinen Herrn, bald uns an.

Der Jäger mit seinem Hund — so kann man ihn oft finden in den entlegensten Wildnissen der Berge, droben, wo das letzte spärliche Gras als Äsung für die Gemen wächst, wo der ewige Schnee anfängt.

In einer Landschaft, wo es gelungen ist, so ausgedehnte Waldungen zu erhalten, wie in den bayerischen Alpen, konnte auch ein ansehnlicher Wildstand erhalten werden. Dieser Wildstand bedarf aber eines beständigen Schutzes gegen die Angriffe der Wilderer. Nirgends in der Welt liegt die leidenschaftliche Liebe zur Jagd tiefer im Wesen der Bevölkerung, als in den bayerischen Alpen — eine deutliche Erinnerung an längst versunkene Zustände, in welchen durch unermesslich lange Zeiträume die freie, wilde Jagd in eigentumsloser Waldwildnis ausschliessliche Volksbeschäftigung gewesen sein mag. Aus diesen Zuständen heraus erwuchs ein unlösbarer Konflikt zwischen »Jägern« und Wilderern, ein Konflikt, der oft genug zu blutigen Zusammenstößen führt.

Schon am Eingange dieser kleinen Schrift war die Rede davon, dass das Leben des Älplers ein beständiger Kampf ist. Kein kleinlicher Kampf ums Dasein, wie in den Städten, wo sein Preis der Erwerb des täglichen Brotes und ein mehr oder weniger würdiger Luxus ist, sondern ein Kampf gegen rauhere Mächte, in welchem es sich oft genug um Sein oder Nichtsein handelt. Und dieser Kampf spitzt sich vor allem im Jägerleben zu. Der Jäger betritt von vornherein bewaffnet mit scharfer Wehr den Schauplatz seiner Berufsthätigkeit. Dass er aber seine Waffe trägt und tragen muss, wird weit weniger veranlasst durch die Absicht, selbst ein Stück Wild zu erlegen, als durch die Möglichkeit, einem Feinde zu

begegnen, der gleichfalls mit seiner Waffe durch die Wälder schleicht.

Das ganze Forstpersonal zerfällt in Bayern — wie überall, wo eine geregelte Forstwirtschaft besteht — in die höher gebildeten Forstbeamten und in das niedere Forstschutzpersonal. Das letztere wächst aus dem Volke hervor. Es rekrutiert sich aus Holzknechten, Hirten und Bauernsöhnen, die, von klein auf in Wald und Berg heimisch, mit jedem Steig vertraut wie mit der Handhabung der Holzaxt und der Büchse, der Wildfährte wie des Wetters kundig, vortreffliche Kandidaten für diesen Dienst bilden. Jägerblut aber fliesst von je durch die Adern unseres Bergvolks; und darum finden sich immer tüchtige Leute, die sich dem Berufe widmen.

Wie mühsam und gefahrvoll aber der Beruf eines Jagdgehilfen im bayerischen Hochgebirge ist, weiss nur, wer mit diesen Männern in den Bergen umhergestiegen ist, mit diesen Männern, deren Sehnen von Stahl sind, die Augen wie ein Adler besitzen und dafür menschliche Schwachheiten, wie Hunger und Durst, Schlaf und Müdigkeit sind, überhaupt nicht zu kennen scheinen.

Während die Berufsthätigkeit des Holzknechts grösstenteils in kameradschaftlichem Verbande ausgeübt wird, ist der Jäger meist allein. Manchmal lebt er als wirklicher Einsiedler in einer weitab, mitten in tiefster Felswildnis gelegenen Hütte. Sein einziger Gesellschafter ist der treue Hund; ab und zu hält er dann Einkehr in den nächsten Sennhütten, die aber auch oft eine halbe Stunde Wegs entfernt sind. Dabei ist seine Nahrung die denkbar einfachste während schwerer und anstrengender Thätigkeit.

Im tiefen Winter, wenn im Bergwalde der Schnee oft klafterhoch liegt und kaum die stärksten Hirsche mehr imstande sind, Stellen aufzusuchen, wo sie den Schnee wegscharren und Äsung suchen können, ist es die Arbeit der Jagdgehilfen, auf den Futterplätzen nachzuschauen und dem hungernden Wilde frisches Heu vorzuwerfen. Selbst mit den Schneereifen an den Füßen muss er oft

unglaubliche Anstrengungen machen, um sich die Wege zu erkämpfen. Und weil das vor Hunger und Frost ermattete Wild im härtesten Winter am leichtesten eine Beute des Raubzeugs wird, muss er gerade in dieser Zeit dem letzteren Fallen stellen und dieselben häufig untersuchen. Im Frühjahre treibt ihn das »Verhören« der Auerhähne und Spielhähne oft schon um Mitternacht an hochgelegene Waidplätze hinauf; dann muss er wieder, um die »Sulzen« (Salzlecken) für das Hochwild aufzufrischen, schwere Lasten Salz bergeinwärts tragen. Zur Pürschzeit muss er frühmorgens und am späten Abend im Walde sein, muss während der Erntezeit an jenen Plätzen, wo Wildschaden zu befürchten ist, nächtlicherweise das Wild aus den Feldern abtreiben, während ihm im Herbst die Hirsch- und Gamsjagd wieder andere Anstrengungen verschafft. Dabei darf er keineswegs schießen, wo und was er will; in manchen Revieren, wo die Jagdherren das Wild selbst erlegen wollen, darf er nur als dessen Hüter und Beschützer auftreten. Und zu allen Anstrengungen und Entbehrungen des Berufes kommen noch die Gefahren desselben. Die eine Art dieser Gefahren, diejenigen, welche die leblose Natur dem Bergjäger entgegenstellt: an sie denkt er gar nicht mehr. Er klettert die unglaublichsten Pfade mit einer Ruhe und Behendigkeit, als wären es teppichbelegte Palasttreppen. Wo ein Nagel seines Bergschuhes, ein Finger seiner Hand sich festhacken kann, da findet er seinen Weg. Der führt ihn an mauerrecht abfallenden Felswänden entlang auf handbreiten Schuttbändern; im scheinbar unersteiglichen Geschröff findet das wegekundige Auge Ritzen und Kamine; das schwankende Geäst der Legföhre wird zur Leitersprosse für den wagenden Fuss, und über jäh abschiessende Schneefelder, unter denen grausenhafte Abgründe gähnen, schreitet er mit todverachtender Sicherheit. Den bergkundigen Jäger kümmern weder die Steinschläge, die über ihm und um ihn her gleich verderbenbringenden Geschossen von den Wänden sausen und poltern, noch der Nebel, der ihn in ein

dickes Leichentuch einhüllt, dass er oft kaum klafterweit vor sich sieht; auch nicht der rasende Schneesturm, der über den Grat hinfegt und den verwegenen Wanderer in die Tiefe zu werfen droht. Das alles sind ihm Dinge, die sich — je nach Ort und Jahreszeit — eigentlich von selbst verstehen; sie stören ihn nicht ärger, als den städtischen Arbeiter Zugluft und Hitze in seiner Werkstatt stören dürfen.

Seine schlimmste Gefahr droht ihm vom Menschen. Die Wilderer oder — wie sie in der Jägersprache heissen — die »Lumpen« sind's, mit denen er im beständigen Kampfe lebt. Der Wilderer in den bayerischen Bergen ist bald so bekannt, wie es vormals der Räuber in den Abruzzen war. Vaterländische Dichter wie Franz von Kobell, Hermann Schmid, Stieler und Ganghofer haben es der Mühe wert gefunden, ihn in die Litteratur einzuführen; mit besonderer Sachkenntnis und Ausführlichkeit gelang dies Ganghofer, dem gebornen Sohn des Waldes. Aber lang vor diesen Männern schon hat das Volkslied den Wilderer in unvergänglicher Weise gefeiert, durch das alte Wildschützenlied vom bayerischen Hiesel, das da anhebt:

I bin da boarisch Hiesel!
Koa Jaga hat a Schneid,
Der mir mei Feder und Gamsbart
Vom Hüat! abikeit!

Wie beim Jäger so ist es auch beim Wildschützen die uralte, tausendjährige Volksgewohnheit, die sich in dem einzelnen als elementare Macht regt und ihn sich aufbäumen lässt gegen die moderne Satzung. Jeder Holzknecht und jeder Hirte kennt in unsren Bergen die Wechsel und Fährten des Wildes. Ist er ein braver und gewissenhafter Mensch, so unterlässt er zwar das Wildern; aber es juckt ihn doch in den Fingern, als müsse er nach dem Drücker einer Büchse fahren, sobald er das Geweih eines Edelhirsches oder ein Rudel Gamsen sieht. Ist dagegen sein Gewissen nur ein bischen schwach bestellt, und hat er ein halbwegs brauchbares Gewehr in



seiner Kammer, dann braucht's keiner starken Versuchung, um ihn wirklich zum Wilderer zu machen. Dass das Schiessen fremden Wildes durch das Gesetz verboten ist, weiss er zwar, aber einem raffinierten Kameraden fällt es nicht schwer, ihm einzureden, dass dieses Gesetz ein übles sei, gegen welches man sich ohne Sünde und Schande auflehnen dürfe, wenn man sich nur nicht »derwischen« lasse. Hat der Anfänger aber einmal das Gewehr in den Wald getragen, dann steht er auch auf dem Kriegs-

fusse mit dem Jäger. Und begegnet er wirklich dem Jäger: dann treibt ihn sein erstes verzeihlicheres Vergehen mit unerbittlicher Notwendigkeit zur zweiten ungleich grösseren Schuld. Denn dann heisst es: »'s Gewehr runter!« — und blitzschnell richten sich die unheimlichen Läufe gegeneinander. Rasch wirft sich jeder der beiden Gegner hinter den nächsten Fels oder Baumstamm; manchmal aber kracht auch Schuss um Schuss, ehe die Deckung gefunden ist.

In diesen Kämpfen geht es allemal um Leben und Sterben. Der Jäger hat dabei vor dem Wilderer immer etwas voraus: die schusssichere Hand, meist auch das bessere Schiesszeug und vor allem das Bewusstsein, im Rechte zu sein.

Jahr um Jahr fordern diese Zustände in den bayrischen Bergen eine Reihe von Menschenleben. Und tiefere Farben, schneidenderen Zwiespalt erhält der Kampf, wenn das Weib sich in ihn mischt; wenn die Sennerin droben auf ihrer Alm des Wilderers oder des Jägers Partei ergreift und das Ihrige thut, um den einen zu decken, den anderen zu verraten. Dann steigern sich die Ereignisse zu tragischer Gewalt; und ihr Ende ist nur allzuoft ein bleicher Toter mit durchschossener Brust, der droben liegt in der Öde des Hochgebirgs.





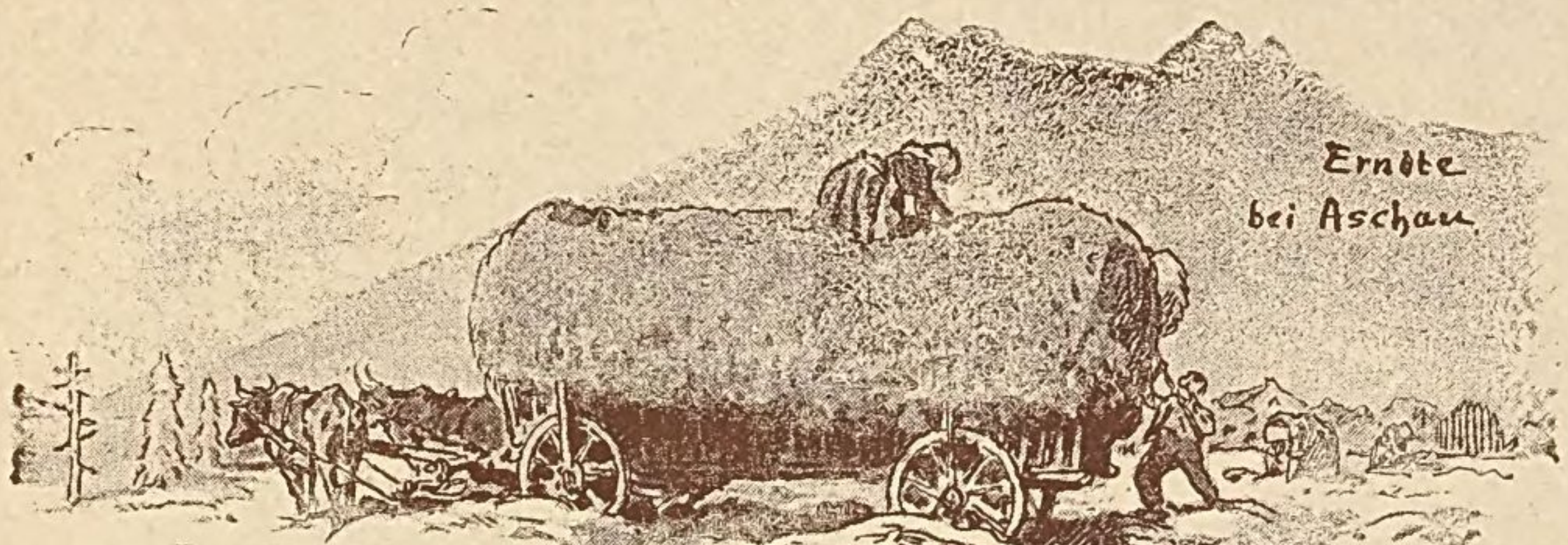
VIERTES KAPITEL.

Der Bauer.

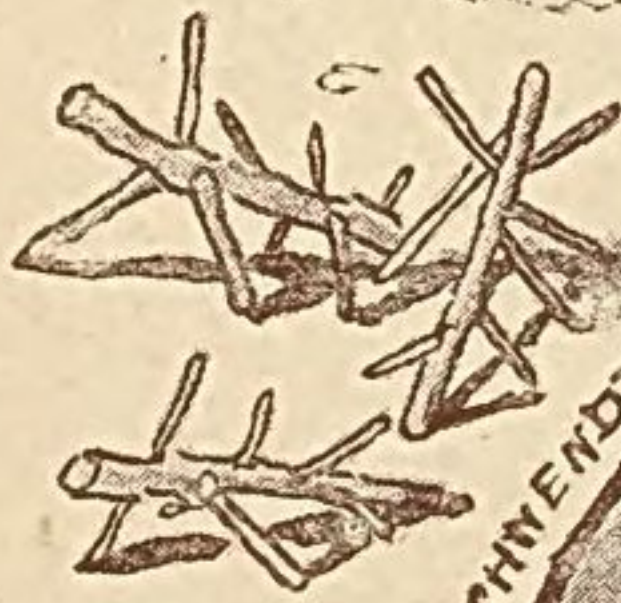
WENN ein hochbeladner Erntewagen, auf den eben die letzten Garben geworfen werden, schon im Flachlande ein frohes und anmutendes Bild darbietet — wie viel mehr erst im Gebirge, wo das reife Goldgelb der Kornfelder einen so wunderschönen Farbengegensatz bildet zu dem duftigen Blau der Berge dahinter! Und um so anmutender ist dieses Bild, wenn die Menschen, die um und auf dem Wagen hantieren, frohe Gesichter machen, wenn aus lachenden Lippen weisse Zähne hervorglänzen, die Augen von Übermut funkeln und jede Bewegung zeigt, dass man, wenn die Sonne sich nach West neigt und die Feierabendstunde läutet, noch lange nicht des Tages ganze Kraft verausgabt hat.

Es ist der letzte Wagen, der an diesem Tage heimgebracht werden soll. Das Gewitter, das mittags im Westen aufgestiegen war, hat sich weithin nach Nordosten verzogen, ohne einen Tropfen Regen auf die Garben zu schütten. Aber einen kühlen Luftzug sandte es dafür her. Das stimmte die Leute an dem Erntewagen doppelt vergnügt. Und nun, da es gilt, die letzte Ladung aufzuhäufen, nun geraten sie in einen übermütigen Wett-eifer. Kaum kann die Dirne, die oben auf dem Wagen beschäftigt ist, die Garben zu ordnen, ihrer Aufgabe noch gerecht werden; so schnell fliegt ihr die goldgelbe Last entgegen. Und hüben und drüben vom Wagen schallt fröhliches Gelächter. Scherzreden fliegen mit den Halmen auf den Wagen hinauf und von droben wieder herunter.

Der Bauer selber hält es bei diesem Wett-eifer seiner Leute nicht mehr für nötig, seine breite Hand noch einmal mit anzulegen. Hemdärmelig steht er da, die



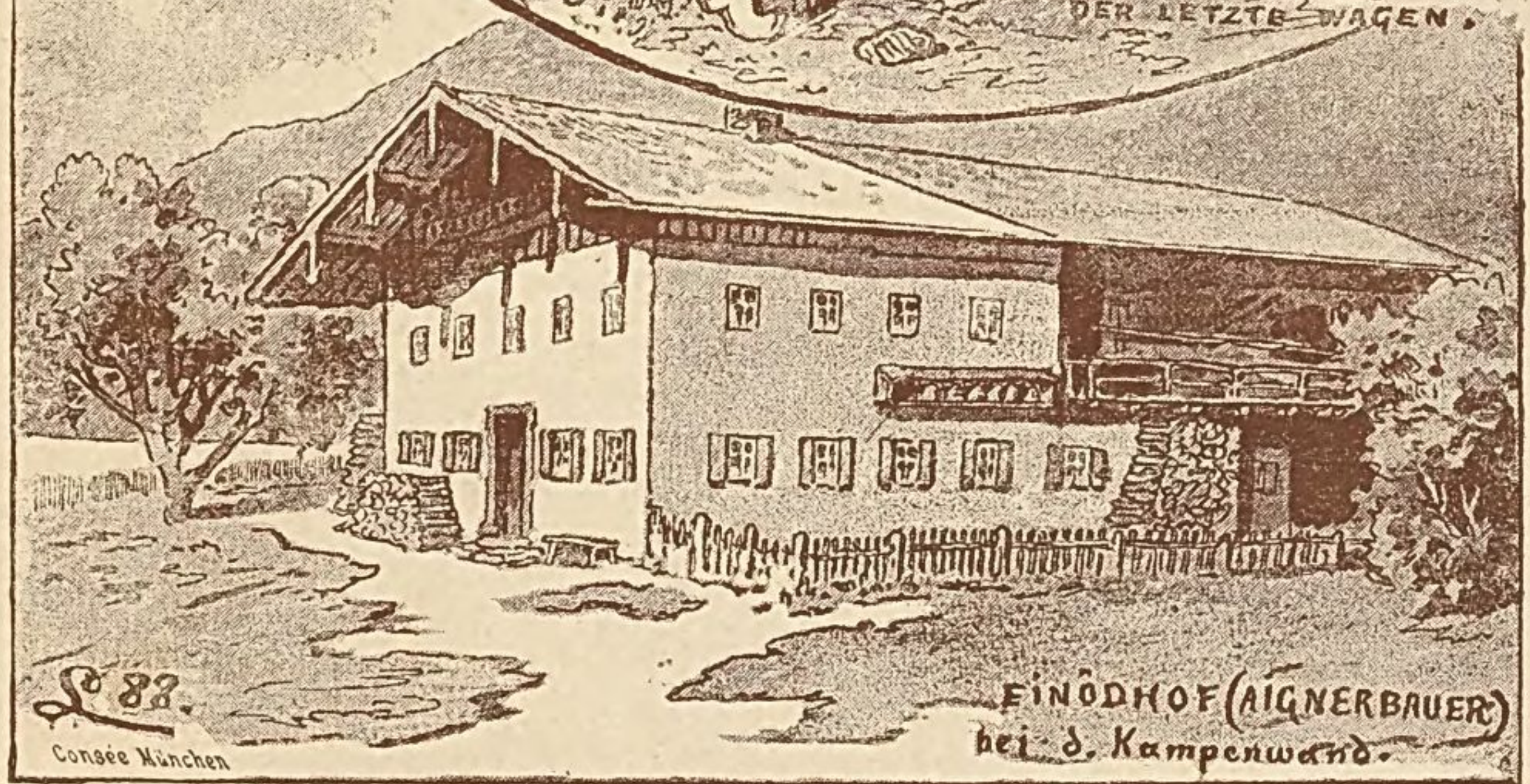
Ernte
bei Aschau.



VORDERSCHWENDT b. Aschau.



DER LETZTE WAGEN.



Einödhof (Aignerbauer)
bei d. Kampenwand.

Holzgabel auf der Schulter, und schaut über den breiten Hügelhang hinunter ins Thal. Hochstämmiger Fichtenwald deckt diesen Hügelhang. Der Bauer schmunzelt, wie ihm der Abendwind den Harzgeruch dieses Waldes heraufträgt, denn es ist sein Wald, und er überschlägt eben, wie viel Holz aus diesem Walde sein ältester Sohn einst herausschlagen muss, um, wenn er den Hof übernimmt, seine Schwester hinauszahlen zu können. Es ist schade um den Wald; aber er wird's vertragen. Bis einst der Enkel in die gleiche Lage kommt, wird das Holz wieder nachgewachsen sein.

Während der Bauer diese Gedanken in seinem breiten Kopfe hin- und herwälzt, sind seine Leute mit dem Wagen fertig geworden; die beiden kräftigen Rosse ziehen an, und heimwärts schwankt das hochbeladene Fuhrwerk, rechts und links vom Gesinde mit den Heugabeln im Gleichgewicht gehalten. Kaum eine Viertelstunde dauert's, so ist der stattliche Hof erreicht, ob schon mancher Halm am Geäst der Eichen und der Kirschbäume hängen bleibt, die den Hof umgeben. Und nun gilt's noch eine letzte mächtige Anstrengung der Rosse, um den Wagen über die steile Holzbrücke zum »Tenn« hinaufzubringen, Peitschenknall und lautes »Ho, Hü, Hüoho« erschallt, und das Fuhrwerk verschwindet im dämmrigen, dunkelbraunen Raume der Tenne. Noch einmal werden in letzter Energie alle Hände angestrengt, um die Garben vom Wagen hinüber zu werfen, wo das übrige Getreide liegt. Kurze Zeit darauf rollt der Wagen, von gewandten Fäusten geschoben, rückwärts über die Brücke herab; dann folgen die ledigen Rosse nach und zuletzt das Gesinde, lachend und scherzend. Sie haben gut lachen, die Leute; denn jetzt geht's an die letzte der fünf Mahlzeiten, die der altbayerische Bauer in der Erntezeit zu sich nimmt; und dass diese Mahlzeit weder schlecht noch spärlich ausfällt, dafür hat die Bäuerin gesorgt, indem sie den ganzen Nachmittag in ihrer Küche Nudeln gebacken hat. Und hernach, wenn die Mahlzeit vorüber ist, sitzen die Leute auf der Bank neben der Hausthür

und schauen hinaus in den goldenen Sonnenuntergang, über das Thal, das zu ihren Füßen liegt, über die fernen bewaldeten Höhenzüge und die Kirchthürme, die da oder dort eine Ortschaft anzeigen. Und wenn sie nach Süden schauen, sehen sie über den dunklen Wäldern der Voralpen im Abendsonnenglanze die nackten Felszinnen des Hochgebirgs schimmern. Dazu klingt vielleicht von fernher eine Turmglocke, die das Ave läutet, und im Stalle hinter dem Hause rasselt einer der gehörnten Wiederkäuer mit seiner Kette.

Gesättigt und friedlich sind Menschen und Tiere; gesättigt und friedlich die leblose Natur.

Solche mit Gott und Welt versöhnende Feierabendbilder und Feierabendstimmungen kann man am Ende jedes Sommertages im weiten Raume zwischen der Salzach und dem Bodensee finden.

Die prächtigsten Bauernhöfe des bayerischen Alpenlandes lagern auf jenen Höhenzügen, welche, unmittelbar an das Hochgebirge anschliessend, in die Hochebene herabsteigen als Wasserscheiden zwischen den Alpenströmen. Solche Höfe liegen entweder ganz vereinzelt oder zu zweien oder dreien beisammen, oft eine Stunde vom nächsten Kirchdorf entfernt. »Einödhöfe« nennt man sie hierzulande. Wer die Höhenzüge überwandert, welche bei Teisendorf die Wasserscheide zwischen der Salzach und dem Chiemseebecken bilden, bei Traunstein von den Ufern der Traun her aufsteigen, bei Prien von der Kampenwand und Hochriss aus zwischen Chiemsee und Inn nordwärts streichen; oder westlicher, jenseits des Aiblinger Moors, die schönen Hügelgelände an der Leitzach, dann bei Miesbach, Tegernsee und Tölz: der kann leicht eine ganze Reihe von köstlichen Besitztümern kennen lernen, von Besitztümern, welche auf luftigen Höhen liegen, umgeben von üppig grünenden Matten, dunkler Fichtenwaldung und prächtigen Ahornhainen. Alte Eichen säumen das Verbindungssträsschen, das zum nächsten Dorfe führt; im Süden steigen die Berge an, zwischen deren Lücken man in die Thäler hineinschaut zu den Schroffen der Hochkalkalpen; gegen Norden, Osten und

Westen aber fährt der Blick weit hinaus in Hügel- und Flachland, sieht die Alpenströme hinauseilen, die weiten waldumsäumten Seespiegel, zahllose Kirchtürme, und viele Meilen weit vielleicht auch das Häusermeer der Hauptstadt. Das sind wunderschöne Besitztümer, die, obgleich sie nur einfachen Bauern gehören, doch fürstlich genannt werden können wegen ihrer wahrhaft paradiesischen Lage, die alle Vorzüge des Hochgebirges und des Vorlandes vereint. Und die Höfe selber blinken oft geradezu, so sauber und wohlanständig sehen sie aus; guterhaltenes Holzwerk, schneeweisse Mauern und schneeweisse Vorhänge hinter den Fenstern, mächtige Scheunen und wohlgefüllte Ställe zeugen, dass Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd ihre Schuldigkeit thun. Es muss aber auch fröhlich hier zu hausen und zu arbeiten sein, wo jeder Blick in die weite Landschaft dem Bauernvolk immer wieder sagt: wie schön ist's bei euch, wie licht und frei!

Es jammert freilich auch der Gebirgsbauer. Er jammert über schlechte Zeiten und schlechte Dienstboten und über die Steuern. Aber so hat er schon vor zweihundert Jahren geklagt; so klagt auch im ganzen Lande und im ganzen deutschen Reich der kleine und der grosse Landwirt. Das ist also nichts, was den Alpenbauer allein kennzeichnet; und wir können es füglich ununtersucht lassen, wie weit diese Klagen berechtigt sind oder nicht. Bei den Alpenbauern erscheinen sie auch nicht geradezu als das Leitmotiv ihrer Rede.

Im bayerischen Oberlande ist sowohl der Taglohn, als der Gesindelohn für landwirtschaftliche Dienstboten weit höher, als in allen anderen Gegenden Bayerns. Das ist wohl der triftigste Beweis dafür, dass es weder dem Bauern noch seinem Gesinde wirklich schlecht ergeht. Und man muss die kraftstrotzenden Gestalten unserer Oberländer Bauern nur ansehen, um diesen Beweis noch verstärkt zu erhalten. Und was auch die anderen Berufsarten der Gebirgsbevölkerung Lustiges und Interessantes haben: Bauer sein ist doch das höchste Ziel; denn der Bauer ist der Fürst auf seinem Hofe.

Viel zu oft wird der Landbewohner schlechtweg Bauer genannt. Das geht in Landschaften, wo ausserhalb

der Städte und Marktflecken wirklich die Feldwirtschaft den Schwerpunkt der Arbeitsthätigkeit bildet. Nicht so in den Alpenländern, wo wegen der minderen Anbaufähigkeit des Bodens eine Reihe von anderen Erwerbszweigen neben die eigentliche Bauernthätigkeit hintreten. Wer das Gebiet der bayerischen Alpen betritt, der findet schon ehe er an das eigentliche Berggehänge kömmt, schon auf dem Boden der Moränenlandschaft, dass neben dem bebauten Felde Wald und Moor, Aue und Wiese einen grösseren, und immer grösser werdenden Teil der Bodenfläche beanspruchen, je näher man den Bergen kommt. Der Getreidebauer der Hochebene muss in den Bergen zum Wald- und Alpenbauern werden.

Das zeigt sich am deutlichsten in der Verschiedenheit der Feldeinteilung. Im ganzen Kreis Oberbayern ist die Dreifelderwirtschaft mit reiner oder angebauter Brache landesübliche Nutzungsart des Feldes. Unmittelbar am Fuss der Alpen und in den Thälern dagegen treibt man Egartenwirtschaft. Egart ist Wiese; und das Eigentümliche der Egartenwirtschaft besteht darin, dass man ein Stück Feld ein paar Jahre hintereinander mit Getreide bebaut, um es hernach längere Zeit, oft acht bis zehn Jahre hindurch, als Wiese zu benützen. Solche Wirtschaft ist nur möglich, wo man bei dünner Bevölkerung und einfachen Kulturzuständen zumeist die schöpferischen Kräfte der Natur walten lassen will, statt ihr mit energischer Arbeit und starkem Aufwand an Betriebskapital zu Hilfe zu kommen.

Es muss aber einen grossen Unterschied in der ganzen Arbeits- und Lebensweise des Bauern ausmachen, ob er Getreide und Vieh zum Verkauf bringen kann, oder ob er Getreide bloss für den eigenen Bedarf baut und in der Hauptsache sich von selbstgebauter Bodenfrucht und von den Viehprodukten des eigenen Stalls ernährt. Das Getreide — »'s Troad« — spielt in der ganzen Wirtschaft des Gebirgsbauern eine weit geringere Rolle, als im fruchtbaren Unterland. Im Unterland ist der Stolz des Bauern das wogende, goldene Fruchtfeld;

im Hochlande schaut er mit gleichem Stolze auf ein aus Wald, Feld und Wiese gemengtes Besitztum; und höher hinauf, wo er seine Almhütten von grüner Matte ins Land hinaus schimmern sieht, und wo freilich auch manches Tagwerk als »Fels und Latschen« im Grundbuch steht.

Die edelste unserer Feldfrüchte, der Weizen, wird in den Bergen noch in Höhen von tausend Metern angebaut; Roggen steigt noch um hundert Meter höher hinan; noch höher Hafer und Gerste, Kohl und Kraut, die in Höhen von 1200 Metern noch getroffen werden. Die Kartoffel aber wächst noch um 300 Meter weiter hinauf, als Gerste und Hafer. Flachs wird noch in gleichen Höhen wie Hafer und Gerste angebaut. In einer Höhe von 1000 Metern dürfen wir die obere Grenze des Landbaus in den bayerischen Alpen sehen, obwohl in besonders geschützten Lagen einzelne Gehöfte noch höher droben sich finden. Für die Bewirtschaftung aber macht ein Höhenunterschied von ein paar hundert Metern schon ganz Bedeutendes aus. Weniger wegen des Schnees; denn in sonniger Lage belästigt der Schnee den Bodenanbau in einer Höhe von 1000 Metern weniger, als auf der Schattenseite in einer um zweihundert Meter tieferen Lage. Was aber für die hochgelegenen Gehöfte die Bewirtschaftung zumeist erschwert, ist die Schwierigkeit des Transports und die starke Neigung in der Lage der Grundstücke. Der Bauer, welcher in einer Höhe von 4—600 Meter über seinem Dorfe haust, muss seine Wirtschaft so einrichten, dass er möglichst wenig hinunter und hinauf zu fahren braucht. Denn das Strässlein ist schlecht und steil und dabei doch höchst kostspielig, weil es in jedem Frühjahr wieder vom Schneewasser zerrissen wird. Wo eine Staats- oder Distriktsstrasse bis in die Nähe des Hofes führt, ist freilich dem Bauern sein Betrieb ungemein erleichtert.

Der lange Winter in den Bergen drängt die Arbeitsmonate des Bauern auf eine kürzere Zeit zusammen, als im Unterlande. Man muss wissen, was es heisst, die Jahresarbeit um ein paar Wochen später anfangen und früher beschliessen zu müssen, als es anderwärts geschieht. Solcher

durch die Natur dem Menschen auferlegter Zwang muss, wenn er nun schon viele Jahrhunderte hindurch fort dauert, tief in das Leben und Arbeiten des Bauernvolks eingreifen, zum dauerndsten und gleichförmigsten Lehrmeister werden.

So kommt's mit Naturnotwendigkeit, dass in den Bergen ein grosser Teil des arbeitenden Volkes entweder gar keine Bauernarbeit, sondern Anderweitiges oder wenigstens andere Arbeit neben dem Bauernthun verrichten muss. Und die Natur hat Sorge getragen, dass Arbeitsfeld und Werkmaterial dazu vorhanden ist: der Wald und das Gestein.

Was der Alpenbauer im Sommer, im Frühjahr und Herbst verrichtet, unterscheidet sich sonst wenig von der Arbeit des Bauern im Unterlande. Er pflügt und säet und schneidet Korn und Heu in derselben Weise wie sein unterländischer Nachbar. Wichtig erscheint, dass die landwirtschaftlichen Maschinen im Unterlande raschere Verbreitung finden. Es ist ja natürlich, dass, wo es überhaupt mehr zu dreschen giebt, der Bauer auch eher an eine Dreschmaschine denkt.

Der Gebirgsbauer kann arbeiten und arbeitet auch nicht ungern. Aber niemals wird er sich anstellen, als thue er die Arbeit rein zum Vergnügen. Er muss sich immer erst in eine gewisse Arbeitsstimmung versetzen. Die wichtigste Vorbereitung dazu ist, dass er den Rock und vielleicht auch die Weste weglegt. Wer diese Kleidungsstücke bei einer Arbeit an sich behält, hat nach der Anschauung des Bauern überhaupt gar nicht die Absicht, ernsthaft zu arbeiten; der thut nur dergleichen. Manche wichtige Arbeiten werden, was die Anfangszeit betrifft, sorgsam erwogen, oft in kollegialer Beratung, wobei dann meistens der Rat des erfahrensten Wetterkenners vom ganzen Hofe den Ausschlag giebt. Überhaupt nimmt im Gebirge das mutmasslich vorherzusehende Wetter einen sehr bedeutenden Einfluss auf die Arbeitsanordnung.

Es ist aber auch ein beträchtlicher Unterschied zwischen der Wirtschaftsweise des Bauern, der seinen Hof am Abhang des Gebirgs gegen die Hochebene zu hat, und desjenigen, der mitten im Gebirge sitzt. Denn je

tiefer einwärts in den Thälern der Hof liegt, um so stärker macht sich der Einfluss des Waldes auf die ganze Wirtschaftsführung geltend. Getreidebau und selbst Viehzucht tritt in den Hochthälern zurück gegen die Holznutzung, und der eigentliche Gebirgsbauer ist meistens »Holzbauer«. Das heisst, er ist entweder selber Waldbesitzer, oder in den benachbarten Staatsforsten zum Holzbezug berechtigt, oder zum mindesten als Transportunternehmer im Staatsforst beschäftigt. Nur so lässt sich die Arbeitskraft von Menschen und Spannvieh auch während des Winters nutzbar machen. Was an Holz während des Sommers gefällt worden ist, muss im Winter herabgebracht werden; und soweit dies auf fahrbaren Wegen geschieht, besorgt es der Bauer mit seinen Rossen oder Ochsen. Aber das geschieht erst, wenn der Schnee die Winterwege des Gebirgs brauchbar gemacht hat. Bis dahin sind noch andere Arbeiten zu thun. Ist der letzte Erntewagen in der Scheune untergebracht, die letzte Feldarbeit gethan, dann beginnt der Gebirgsbauer die Arbeiten des Spätherbstes. Zu dreschen hat er nicht viel; das Getreide spielt ja bei ihm nur eine ganz untergeordnete Rolle. Aber mit Holz muss er sich selber versorgen für den langen, schweren Winter; er muss an den Seiten des Hauses bis hart unter das schirmende Vordach hinauf, und ebenso an den Seitenwänden der Scheune seine Scheiter und Prügel auftürmen; damit der grosse Ofen in der Stube und der Herd in der Küche den ganzen Winter hindurch geheizt werden können. Wenn das geschehen ist, dann kann man dem eisigen, grimmigen Feind entgegenschauen, der im November einmal mit einem Tage lang fortwütenden Schneesturm angerückt kommt. Ist dieser Sturm vorüber und das einsame Waldthal in eine verschneite, froststarrende Wüste verwandelt, auf welche die Wintersonne niederstrahlt: dann kann der Kampf gegen die Schneelast beginnen, welche sich auf die Welt gelegt hat, als wollte sie dieselbe für Jahrtausende begraben. Dann wird für ein paar Tage die Schneeschaukel das wichtigste Werkzeug; gilt es ja doch,



zunächst das eigene Haus so weit frei zu machen, dass man um dasselbe herum kann. Schwerer ist's, den Weg nach dem Dorfe oder wenigstens bis zum nächsten Nachbar zu bahnen, der dann seinerseits wieder ein Stück weiter nach dem Dorfe zu die Bahn schafft.

Bald nach dem ersten Schneefall beginnt dann der Holztransport, für den freilich auch zuerst die Wege gebahnt werden müssen. Die soliden eschenen Schlitten werden aus dem Wagenschupfen geholt, die

Zugtiere eingespannt; und dann fährt der Bauer selber, der Sohn oder der Knecht ins Holz hinauf, um mit den Holzknechten gemeinsam zu arbeiten. Je tiefer der Schnee, um so mehr ebnet er die Rauheiten des Bergbodens; um so schwerer ist aber auch die Arbeit für die ersten — Ross und Mensch —, die Weg bahnen müssen. Wochen und Monate hindurch währt dies Geschäft der Holzfracht.

Die eigentliche Bauernarbeit ruht während dessen vollständig; denn ihr Arbeitsfeld ist meterhoch von Schnee überdeckt. Wenn die Holzarbeit nicht wäre, müsste der Gebirgsbauer vom November bis in den März hinein vollständig feiern oder sich nach einem industriellen Nebenwerb umschaauen. Denn vom Ertrage des Sommerhalbjahrs allein lässt sich nicht das ganze Jahr hindurch leben, wenn man auch noch so sparsam wirtschaftet.

Bei unseren Hochgebirgsbauern herrscht noch jene Art von Haushalt, wobei fast kein Geld ausgegeben zu werden braucht. Was man isst, das liefert der eigene Stall an Fleisch, Milch, Butter und Schmalz und das eigene Feld an Getreide für Mehl und Brot. Was an Handwerksarbeit zu thun ist, thut fast auch alles der Bauer selber; denn er ist ja meistens sein eigener Zimmermann und Maurer, sein Dachdecker und Bäcker, sein Müller und Metzger zugleich. Bar Geld braucht er nur für Steuern, für den bescheidenen Lohn seines Knechtes und seiner Magd, und alle zehn Jahre einmal für ein Kleidungsstück. Und dafür reicht das aus, was er sich mit der Holzarbeit oder gelegentlich mit dem Verkaufe von einem Stück Vieh verdient.

So ist sein Haushalt auf einen breiten, tüchtigen Grund gestellt. Grosse Reichtümer werden mit dieser Wirtschaftsweise nicht erworben, wohl aber eine Unabhängigkeit, die ihres Gleichen in wenigen Kulturlandschaften findet. Der Gebirgsbauer ist von niemandem abhängig, als von der Natur seiner Berge. Und diese Natur, obwohl oft genug finster und gewaltig, ist doch seine Mutter und ist ewig schön und gross.





FÜNFTES KAPITEL.

Die Sennerin.

Heut' haben wir Glück. Stundenlang stiegen wir bergauf im schattigen Hochwalde; neben uns in tiefem Graben brauste der Wildbach. Als wir aus dem

Walde herauskamen auf schattenlose Matten, da stand die Sonne schon weit im Westen. Kühl wehte schon der Wind über die Schneide her, aus welcher grellbeleuchtete Kalkfelsen hervorstachen, das grüne Alpengras durchbrechend. Ein hei-

teres Wandern war es zuletzt gewesen, an steilen Grashalden entlang. Über und unter dem schmalen Steige standen mächtige alte Fichten vereinzelt umher; einige davon waren zu grauen Baumleichen verwittert, riesenhaft und knorrig. Ab und zu zog sich ein tiefer Graben durch die Grasfelder hinab und mündete unten in eine weite, waldumgebene Mulde, aus welcher ein kleiner, grüner Tümpel heraufglänzte.

Um eine scharfe Felsenecke ging's noch zuletzt, dann zwischen Krummholz und Felstrümmern auf einer Art Treppe aus Wurzeln steil empor — und nun stehen wir droben auf der Alm.

Es ist die richtige, sonnige bayerische Alm. Eine wunderbar hellgrüne, wellenförmige Matte, in einer flachen Mulde gelegen. Ein Drittel des Gesichtskreises ist von dem weithingestreckten Flachland ausgefüllt, das zweite Drittel von einem Einblick in waldige Vorberge und tiefschattige Thalschluchten, über welchen in weiterer Ferne weissgraue Kalkzinken und bleiche Schneefelder erscheinen; das letzte Drittel von einer im Vordergrunde steil ansteigenden Graslehne, die höher oben in einen dunklen Wald von Alpenrosensträuchern und Legföhren, zu oberst aber in einen zackigen Felskamm übergeht. Einzelne häusergrosse Felstrümmer, vor undenklichen Zeiten von jenem Felskamm abgestürzt, liegen auf der Matte umher; zwischen ihnen ein paar Almhütten.

Wir sind am Rande des Waldwuchses; vereinzelte hohe Fichten stehen noch auf der Matte. Da es am Holze hier nicht gefehlt hat, sind auch die Hütten aus Holz erbaut. Gemeiniglich sind diese hölzernen Hütten wohnlicher, als die steinernen; obschon man auch unter den letzteren recht hübsche finden kann. Einheitlichkeit zeigt die Baukunst der Sennhütten in Altbayern eigentlich bloss in Bezug auf die Dächer. Die sind überall flach, mit grossen Schindeln und Beschwersteinen belegt. Die innere Einrichtung zeigt mancherlei Unterschiede.

Die erste Hütte, die wir heut' finden, ist eine der schönsten zwischen Salzach und Lech. Wie wir näher

treten, sehen wir, dass die Holzbalken der Aussenwände, wo sie gegen Regen geschützt sind, eine feine dunkelrote Farbe haben; der Innenraum aber sieht vollends aus wie poliertes Mahagoni. Es ist altes Zirbenholz, das edelste, das in den Alpen wächst — in den Voralpen findet man es kaum mehr. Wollte man die Hütte heute noch aus diesem Holze bauen, so würde sie mehr kosten, als ein vierstöckiges Stadthaus. Vor der Hütte, die an der Stirnseite ausser der Thür zwei kleine Fenster zeigt, finden wir auf einer etwa fusshohen gepflasterten Terrasse eine Holzbank und an der anderen Seite der Thüre aufgeschichtetes Brennholz. Auf diesem Holze stehen zum Trocknen aufgerichtet die thönernen »Waidlinge« (Milchschüsseln), die aber bei vielen Almen auch aus Holz sind.

In unsrer Hütte selber ist's recht behaglich. Die schönen dunkelroten Holzwände machen einen warmen heimlichen Eindruck. Der Herd in der einen Ecke ist über den Boden erhöht und mit sauberen Holzbalken eingefasst. In anderen Hütten fanden wir auch vertiefte in den Erdboden gegrabene Feuerstätten, manchmal mit und manchmal ohne Holzumrandung. Eine zweite Ecke des Gelasses nimmt eine Bank mit einem Tischchen ein. Letzteres ist schon ein ziemlicher Luxus in einer Sennhütte. Ausserdem finden wir noch drei Thüren in dem Gelass; die eine derselben führt in den Milchkeller, die zweite in den Stall, die dritte in das winzige Schlafgemach der Sennerin. Ein solches besitzt sie aber auch nur in den vornehmsten Hütten; gemeiniglich steht sonst ihr Bett in der einzigen Stube, die zugleich als Küche dient. Immer aber steht dasselbe stark erhöht, oft bis hart an das Schindeldach der Hütte ragend. Unter ihm ist dann ein Raum, in welchem Melkkübel, Trankschäffel und dergleichen untergebracht werden. Zu den wesentlichen Einrichtungsstücken gehört noch die »Kesselreib'n«, ein über dem Herde drehbares Gebälk, an welchem ein mächtiger schwarzer Kessel hängt; ferner das Butterfass und eine Schüsselrahme mit ein paar Tellern und Löffeln.



SCHMID-ALM b. ASCHAU.



Almhütte-Innere

Almerin

Auch die Anordnung von Wohnraum und Stall ist nicht immer gleich. Die meisten Hütten sind nur durch eine einzige Querwand in zwei Hälften geteilt, von welchen selbstverständlich die grössere für das Vieh, die kleinere für den Menschen gehört. Seltener findet sich die Einrichtung, dass der Stall den Wohnraum als breiter Gang rings umläuft. Der Heuboden ist in den meisten Hütten über dem Stalle angebracht; zu manchen Hütten gehören auch besondere kleine Heustadel.

So die Wirtschaftsgebäude. Und nun die Wirtschafterin selbst, die Sennerin! Eben kommt sie langsam den steinigen Pfad herab, auf dem Kopfe ein Milchscaff, in der Hand ihr kleines, dreibeiniges Melkstühlchen tragend. Wie wird sie sein?

Auch damit haben wir heute Glück. Die Älplerin, auf deren Hausbank wir sitzen, ist jung und sauber, und — was vor allem anzuerkennen — ihr sonnverbranntes Antlitz lacht uns freundlichen Willkomm zu. Wir dachten an dergleichen schon früher; denn schon vor einer halben Stunde, als wir den steinigen Weg heraufklommen, hat sie uns aus der Höhe einen bergfrischen Jauchzer herabgesandt. Man ist nicht allweg auf Almen gut aufgenommen, obwohl jetzt alle jene Hütten, wo häufiger Bergwanderer einkehren, schon halbe Wirtshäuser geworden sind.

Sehr verschieden sind sie aber, die Traudeln und Burgeln, die Greteln und Moideln, die da hausen. Man kann sie finden vom achtzehnjährigen lebfrischen Dirnlein bis hinauf zu Matronen auf der Schattenseite der Fünfziger. Soweit aber bayerische Almsitte herrscht, sind die für Milchwirtschaft bestimmten Almen vom weiblichen Geschlecht bewirtschaftet. Das zieht sich von der bayerischen Grenze hinein bis in den Lungau und Pongau; und noch am Fusse des Dachstein und auf den sonnigen Höhen um Aussee haust die liederfrohe »Schwoagerin«. Denn dort heisst die Alm »Schwaige«. Männliche Arbeitskräfte finden sich hie und da in der Gestalt von Hüterbuben den Sennerinnen beigegeben; sie finden sich natür-

lich auch auf den Rossalmen und den Galtalmen (Almen für Jungrinder), wo es keine Milchwirtschaft giebt; sie finden sich auch in der Person der »Schafler« in den höchsten, steinigen Weideländereien, die für Kühe zu steril sind.

Die Verwaltung der Kühälmen durch weibliche Kräfte hat den Vorzug grösserer Reinlichkeit. Man muss gesehen haben, mit welcher Sorgfalt die Sennerin — wenn sie auch auf ihre eigene Schönheit weniger bedacht sein sollte — um die Reinhaltung ihrer Melkkübel und Milchgefässe sich bemüht. Hartwig Peetz, auf dessen kulturhistorische Einblicke wir uns bei jeder Zeile stützen können, erzählt sogar noch besseres von ihnen, nämlich dass sie jeweils in dem auf Kosten des landwirtschaftlichen Vereins verbreiteten tierärztlichen Handbüchlein zu lesen pflegen. Der Dienst ist nicht leicht, da manche Sennerin bis zu zwanzig Kühen zu versorgen hat, wobei ihr höchstens noch ein Hüterbube behilflich ist. Manche Alm musste verlassen werden, weil sie so traurig, weltvergessen und unheimlich gelegen war, dass sich keine Dirne mehr für den Dienst an solch verwünschtem Orte fand!

Die einfachste almerische Arbeit ist das Austreiben und Heimholen der Kühe. Auch das wird manchmal recht mühsam, wenn sich die Weideplätze etwas entfernt von der Hütte befinden, oder wenn ein Stück Vieh sich im Krummholz verstiegen hat. Mitunter besorgt das ein Hüterbube; aber nicht jede Sennerin hat solchen Knappen. Diese Hüterbuben leisten das Erstaunlichste im Klettern; sie sind das Material, aus welchem späterhin die besten Bergführer erwachsen können; gewöhnlich aber ist ihr Lebensziel ein Holzknecht, Jagdgehilfe oder Bauernknecht. Droben auf der Alm verwildern sie fast gänzlich, sodass die Sennerin, die zwar manchmal Bauerntochter, oft aber nur eine einfache Stallmagd ist, ihrem Hüterbuben gegenüber noch als hochzivilisiert erscheint. Spricht man einen solchen Hüterbuben an, so kann's einem wohl begegnen, dass man aus dem dünnen, schwarzbraunen Kerlchen, der einen Blick hat wie ein scheuer Gemsbock, gar keinen menschlichen Laut herauslockt.

Neben dem Überwachen des weidenden Viehes sind andere wichtige Arbeiten das Melken und Buttern, das Bereiten von Käse, dann die beständige Säuberung des Milchgeschirrs. Ab und zu muss auch ein Trank für eine kranke Kuh gekocht werden. Nebenher läuft dann noch die Sorge für den eigenen Nahrungsbedarf, der, so einfach er ist, doch gestillt werden muss. Die schwerste Arbeit ist's aber, wenn die Sennerin ihre Molkereiware hinuntertragen muss zu ihrem Bauern. An der steilen Röthenbachwand, die unter den Teufelshörnern auf den geisterhaften Spiegel des Obersees hinabschaut, traf ich einst eine wackere Dirne mit einer »Kraxe« auf dem Rücken, der sechzig Pfund Butter und Käse aufgeladen waren. Und da konnte das brave Mädel noch jauchzen, als es mit seiner Last hinter den Felsen des steinigen Weges verschwand. Wenn sie hernach wieder »gen Alm« steigen wird, trägt sie Mehl und Brod für sich, Salz für ihre Kühe hinauf. Das wiegt zwar nicht so schwer; aber dafür hat sie es weit, weit hinauf zu tragen. Wohlhabenden Bauerntöchtern, die etwa auf der Alm wirtschaften, wird wohl manches erleichtert, indem ihnen der Bauer einen Knecht oder Träger schickt. Lieber als diese Mannsleute, die der Bauer heraufschickt, sind den Alm-dirndln freilich diejenigen, die von selber kommen — aber das gehört nicht ins Kapitel von der Arbeitsamkeit.

Wenn von den Almen die Rede ist, müssen wir wohl auch des lieben Viehes gedenken. Denn um seinetwillen ist ja die Hütte und die Sennerin da.

Die Weideplätze der bayerischen Alpen werden von zwei Hauptrinderrassen begrast. Die eine dieser Rassen ist germanischen Ursprungs. In unsren Bergen heisst sie Miesbacher Schlag, ist aber nichts anderes als die in ganz Nordtirol, in Pinzgau und Pongau verbreitete Pinzgauer Rasse. Das sind für unsere Berge vortrefflich eigenschaftete Tiere, stämmig und kurz, zumeist rot, rotweiss, schwarzweiss oder bunt von Farbe. Am häufigsten findet man sie rot, mit weissen Streifen auf dem Rücken — »g'stramt« — und weissem Bauche. Sie tragen den

Kopf schön und haben grosse, gutmütige Augen. Ein namhafter alpiner Viehzüchter, der Wirt von Gmund am Tegernsee, hat vor etwa vierzig Jahren begonnen, schwere Rinder aus dem Berner Oberlande, sogenannte Simmenthaler, in der Umgebung von Tegernsee einzubürgern; und diese Fremdlinge, allerdings auch germanischer Abstammung, machten sich auf bayerischem Boden vortrefflich.

Die andere Hauptrasse, romanischen Ursprungs, hat sich aus welschen Landschaften durch Montafun und Vorarlberg nach dem Algäu verbreitet und ist als Algäuer Vieh hochberühmt geworden. Diese Tiere sind weisslich, gelblich, grau oder schwarzbraun, niemals aber bunt. Von Charakter sind auch sie gutmütig; dabei brauchbar zum Zuge und von erstaunlichem Milchreichtum.

So vortrefflich jede dieser beiden Rassen für sich ist: das Untereinanderheiraten derselben liefert ein schlechtes Ergebnis; und jene Landschaften, wo die beiden Rassen aneinandergrenzen, die Werdenfelser Gegend, hat mit ihren hellgrauen und weissen Tieren die geringste Sorte. Es sind eben Mischlinge, zweideutige Naturen, die am schlechtesten werden, wenn sie überdies den Boden des Gebirgs verlassen und an der Isar und Loisach in die Hochebene herabsteigen.

Neben dem Rindvieh spielt in den Bergen das kleine Gesindel der Schafe, Ziegen und Schweine eine ganz untergeordnete Rolle. Das altbayerische Schaf insbesondere erfreut sich einer recht schlechten Behandlung; man verweist es in die Gesellschaft des Schweins und lässt es mit demselben in schlechten Winkeln der Ställe sich herumtreiben; seine Nahrung muss es sich auf den kümmerlichsten Weideplätzen suchen, während das Schwein von der Sennerin zwar auch über die Achsel angesehen, aber doch wenigstens mit Molkereiabfällen gefüttert wird. Die Ziege gilt in Altbayern als das Vieh der armen Leute; doch erscheint im Stalle des Gebirgsbauern ein stattlicher Bock häufig als Luxusgegenstand; er zieht auch mit auf die Alm und erfreut sich dort einer sehr selbständigen Stellung, indem er keinerlei Pflege und Wartung

beansprucht. Das Melken würde er sich sogar sehr energisch verbitten, wie er sich überhaupt herrisch aufspielt und am liebsten gleich in einen wilden Gamsbock verwandeln möchte.

So sind es denn nur die Kühe, auf welche sich die ganze Sorgfalt der Sennerin konzentriert. Diese ihre Kleinode aber behandelt sie in ganz mütterlicher Weise. Sie gibt ihnen die zärtlichsten Namen, ruft sie »Glückei«, »Sengei«, »Wachtei«, »Braunelei« und redet mit ihnen, wie man mit einem vernunftbegabten Wesen spricht. Zur Melkzeit kommen in der Regel die Kühe zur Hütte; den Tieren schweren Simmenthaler Schlags aber muss die Sennerin mit dem Melkkübel bis zu ihrem jeweiligen Weideplatz nachgehen; denn diese würdigen Hornträgerinnen mögen sich in dem Geschäft ergiebigster Milchbereitung nicht durch unnötiges Umherklettern stören lassen. Die angesehenste Kuh der Herde ist die Kranzel- oder Roblerkuh, die eine mächtige kupferne Glocke am Halse trägt. Manchmal haben auch mehrere Kühe die Ehre, Glocken tragen zu dürfen; immer aber ist die Roblerkuh das Leittier; sie geht voran, wenn im Sommer auf die Alm, und wenn im Herbst wieder zu Thal gezogen wird.

Der gründlichste Kenner altbayerischer Sennereiwirtschaft, Hartwig Peetz, spricht es wiederholt aus, dass diese Wirtschaft wohl bis in die grauesten vorgeschichtlichen Tage zurückreicht; bis in eine Zeit, wo das Volk der Alpengaue noch zwischen den Zungen der grossen Gletscher hauste, deren Spuren wir heut überall auffinden. Uralte Bergnamen erinnern daran, wie alt eine geregelte Sennerwirtschaft ist. Das Wort Kaser, in den bayerischen Alpen sowohl für Sennhütten als auch für Holzknechtstuben gebraucht, kömmt keineswegs von Käse, sondern vom lateinischen casa, Hütte, und weist rückwärts in die Tage der römischen Provinzialherrschaft. Die Tüchtigkeit der bajuwarischen und steierischen Sennerinnen war schon den römischen Landbautheoretikern bekannt. Das Vieh, welches in den Anfängen der historischen Zeit in unseren

und den benachbarten Tiroler und Salzburger Berglandschaften geweidet wurde, war die bekannte braune Pinzgauer Rasse. Mancherlei Anzeichen weisen darauf hin, dass die eigentlichste Heimat dieses Braunviehes im Duxer Thale zu suchen sei. Ob diese Tiere aber von dem alten Auerwild abstammen, darüber sind selbst die Kundigsten im Zweifel.

Es war Brauch von altersher, dass die Alpenbevölkerung im Sommer mit ihren Rindern auf die Gemeinweide zog. So viel Rinder einer daheim im Winterstall mit eigenem Futter ernähren konnte: soviel durfte er auch zur Almfahrt mitnehmen. Das galt schon zur Römerzeit. Die kärntischen Wenden aber trieben Viehhandel bis weit ins Bayerische herein. In der Zeit des Mittelalters scheint die Grenze der Waldungen höher oben an den Bergen gewesen zu sein; damit mussten auch die Alpen etwas höher liegen, als heutzutage. Sie waren unwirtlicher, aber üppiger, als dieselben Plätze heute sind. Butter und Käse von den bayerischen Alpen wurden aber nicht bloss in Bayern verspeist, sondern auch von Pinzgauer Händlern gekauft und über den Velber Tauern auf Saumrossen nach Italien gebracht. Die Wege, welche das Vieh auf seine Alpen zu machen hatte, waren mitunter mehrere Tagmärsche lang, indem zum Beispiel das Kloster Chiemsee Alpen auf dem Jochberge bei Pass Thurn besass.

Von Anbeginn war das Vieh nicht bloss auf die Matten über den Bergwäldern, sondern auch in die Wälder selbst getrieben worden. Rechtzeitig erkannte man indessen, dass die Wälder nicht allein durch raubsüchtiges und ungeregeltes Holzschlagen, sondern auch durch die Ausdehnung der Viehweide geschädigt würden. Und so beginnt seit dem sechzehnten Jahrhundert der Kampf zwischen der Staatsgewalt und der viehhaltenden Bauerschaft, in welchem um Wald und Alm gekämpft ward. Schliesslich ist in diesem Kampfe der Forstmann Sieger geblieben; den Bauern wurden die Alpenrechte durch zahlreiche Verordnungen verringert und in bestimmte Grenzen gewiesen, sodass jetzt das Hirtenvolk

und sein Vieh nicht mehr zum Schaden des Waldes hausen darf.

Man kann wohl sagen, dass diese alte Fehde zwischen Wald und Alm nunmehr zu einem Ausgleich gekommen ist. Was von den Almen dabei dem Walde aufgeopfert wurde, sind meistens die dürftigen Aibln (Älplein) gegen die Grenze des Pflanzenwuchses zu an den Gehängen höherer Bergkuppen. Dort ist der Boden dürr und steinig; wer hinansteigt, sieht Gras mit Geröllströmen schon stark vermischt.

So gut wie in den schwäbischen (Algäuer) Alpen ist der Weideboden in den bayerischen Alpen östlich vom Lech bis zur Salzach wohl niemals gewesen, lässt sich auch nicht so gut machen. Wie brauchbar der Weideboden in den Bergen überhaupt ist, darüber scheinen mancherlei verkehrte Anschauungen zu bestehen; wenigstens behaupten recht sachkundige Stimmen, dass die für unsere Grundsteueranlage vorgenommene Bonitierung der Almgründe durch und durch unrichtig sei. Verbessert haben sich diese Almgründe auch nicht seitdem; aber käsekundige Algäuer Landwirte haben doch behauptet, dass auch bei uns eine schwunghafte Alpenwirtschaft betrieben werden könne.

Die bayerischen Almgründe sind entweder Eigentumsalmen oder blosse Berechtigungsalmen. Für letztere, welche bei weitem die grössere Bodenfläche einnehmen, steht das Eigentum dem Staate zu; die Almgänger aber, das heisst die Herdenbesitzer, haben von altersher das Recht, eine bestimmte Menge Vieh aufzutreiben. Zu den Berechtigungsalmen gehören auch die Mais-Almen, das sind solche Gründe, auf welchen früher Wald gestanden hat, und die hernach eine Zeitlang mit Vieh betrieben werden dürfen. Der Bergwanderer kennt diese Maise wohl: weite Waldlichtungen, mit Stümpfen abgehauener Stämme übersät, besonders erfreulich durch ihren Reichtum an köstlichen Erdbeeren. Wenn Bodenverbesserungen zu erhoffen sind, so ist das natürlich nur auf den Eigentumsalmen zu erwarten.

Im ganzen sind die Almgründe, seit der Geschichtschreiber ihre Benutzung kennt, sowohl an Umfang wie an Güte geringer geworden. Das hindert uns nicht, den Sachverständigen Recht zu geben, wenn sie behaupten, es liesse sich mit Hilfe von Genossenschaftsställen, von sorgsamer Zucht- und Molkereiwirtschaft und von thunlichster Bodenverbesserung auch heute noch ganz Erspriessliches aus den bayerischen Alpen gestalten. Und vollständig braucht man bei einer solchen Verbesserung das jauchzende Weibervolk nicht von den Alpen wegzuweisen, um es durch prosaische Senner aus der Schweizer Käseschule zu ersetzen. Der wahre Freund der Berge mag dort oben keine Käsefabriken erstehen sehen; aber es würde ihn auch nicht freuen, wenn die Almwirtschaft noch mehr zurückginge. Dafür ist sie ein zu schönes Stück Poesie in unserem vernüchterten Wirtschaftsleben. Wenn man von dieser Wirtschaft nicht reich wird, so wird man doch kraftvoll und gesund, harmlos und frei auf den Alpen, und von Herzen gönnen wir dem almerischen Völklein seinen alten Spruch:

Auf der Alm giebt's koa' Sünd'!



SECHSTES KAPITEL.

Fischerei und Schifffahrt.



Meereswogen brandeten einst an den Nordfuss der bayerischen Berge, viele Jahrtausende vor den Gletschern der Eiszeit. Verschwunden ist dieses Meer und zerschmolzen die Gletscher; an ihrer Statt säumt ein Gürtel von braunen Mooren und blinkenden Seebecken das Gebirge. Und nicht allein vor den Bergen liegen solche Wasser, sondern auch zwischen ihnen, eingebettet in Felsenkesseln. Gerade die Seeufer mögen mit zu den ältesten Kulturstätten gehören. War hier doch die Landschaft besonders lieblich, der Verkehr am leichtesten.

Die Umarmung von Land und Wasser schafft dem Menschen mancherlei Arbeit und Erwerb. Fischerei insbesondere gehört zu den ältesten Arbeiten der Völker. So auch an den bayerischen Seen sowohl, wie an den Strömen und Bächen des Gebirgs. Die Fischarten sind aber andere in den Seen des Vorlandes, in den eigentlichen Bergseen und in den fließenden Wassern. In den Seen des Vorlandes ist der gewaltigste Fisch der Waller oder Wels, der zu unterst am Seegrunde steht und Manneslänge erreicht. Edler sind die Lachse, die an Güte dem Rheinsalm nicht nachstehen; gröber und von wilder Gefrässigkeit die Hechte; als Massenfische aber, die in ganzen Heereszügen erscheinen und gefangen werden, erscheinen die zarten Renken und die Brachsen. Dazu kommt noch mancherlei kleineres Fischgesindel. In den Bergseen dagegen ist die Lachsforelle heimisch, der köstlichste aller Süßwasserfische, dem kein Fisch aus Meerestiefen an Wohlgeschmack gleichkommt. Und in den Bächen, die aus den Bergen ins Flachland nieder-gehen, sind Forellen und Aeschen die edelsten Bewohner.

Neben der Jagd ist die Fischerei jene Arbeit, die besonders gern zum Sport wird; und gerade deswegen sagt sie dem altbayerischen Volkscharakter zu. Den schwersten Arbeitsaufwand erfordert sie an den grossen Seen. Hier fischt der gewerbsmässige Fischer entweder mit dem Netze oder mit der Legangel; Schleppangel und Rute werden nur von Dilettanten gebraucht. Die Netzfischerei ist hier, wie an jedem grösseren stehenden Gewässer, harte und nasse Arbeit, eine Arbeit, welche wie keine andre den Menschen gleichgiltig gegen die Unbilden der Witterung macht. Die Fischerei mit der Legangel erscheint mehr als Nebenerwerb. Wo das Gewerbe von Geschlecht zu Geschlecht sich fortvererbt, da erscheinen die Fischer durchgängig als hagere, meist hochgewachsene Leute; die schwere Arbeit in jeder Witterung lässt sie frühzeitig altern; aber wenn sie mit fünfundvierzig Jahren schon völlig verwittert aussehen, bleiben sie hernach ziemlich gleich bis zum fünfundsech-

CHIEM-SEE-FISCHER.



zigsten oder siebenzigsten. Steinalt werden sie selten und wohlhabend auch nicht, wenigstens nicht durch ihr Gewerbe. Sie sind immer die wetterkundigsten Menschen ihrer Gegend; denn sie lesen die Wetterzeichen nicht bloss in der Luft, in Wind und Wolkenzug, sondern auch im Wasser. Ihr heimisches Gewässer kennen sie natürlich genauer, als jeder andre; an scharfer Naturbeobachtung thut es ihnen bloss der Jäger gleich.

Schauen wir uns die Fischer, etwa am Chiemsee, näher an.

Regungslos und spiegelblank unter glühender Augustsonne flimmert der See. Gewitterdunst hüllt die an der Südseite hochaufragenden Bergriesen in tiefblaue Schleier; schwül und brütend liegt der Wald hinter dem von weissem Kies gesäumten Strande.

Ein Fahrzeug stösst an diesen Strand. Es ist ein hochgeschnäbeltes, altes Eichengebäude, an seinen vom Wetter und von den Jahren zerrissenen Wänden vielfach mit Eisenklammern geflickt. Drei Männer sind in dem Schiffe und ein Haufen Tau- und Netzwerk. Nun wirft der eine dieser Männer ein Tau mit einem daran befestigten Holzstücke ans Land; dann stösst das Fahrzeug wieder vom Ufer ab, indem es das Tau, an welchem eine Reihe von Holzpflocken hangen, hinter sich fallen lässt. Einer der drei Männer wirft das Tau aus; die anderen beiden rudern. Nachdem etwa zehn oder fünfzehn Schiffslängen Tau ausgeworfen, folgt das Netz; oben durch Hölzer, die auf dem Wasserspiegel schwimmen, festgehalten, nach unten durch Thongewichte beschwert. In grossen Bogen wird es ausgeworfen; dann kehrt das Schiff wieder dem Lande zu. Abermals folgt ein Stück Tau, das hinter dem Schiffe ins Wasser sinkt; dann stösst der Bug des Fahrzeugs wieder knirschend auf den Kies. Die Männer legen ihre Ruder nieder; zwei von ihnen schwingen sich über den Schiffsrand ins Wasser, waten ans Ufer und fangen an, die Taue mit gleichmässigen Griffen an sich zu ziehen. Es ist furchtbar schwere Arbeit; man erkennt das Gewicht des Netzes daran, wie

weit die Männer sich nach rückwärts lehnen müssen, wie sie sich mit ihren Holzschuhen in den schlammigen Kies einstemmen, und wie sich die Muskeln ihrer gebräunten nackten Arme aufblähen. Nach einer Viertelstunde etwa sind die Taue zu Ende, und das Netz erscheint. Sorgsam wird es zusammengefasst und angezogen. Der dritte Fischer fährt mit dem Schiffe in den Bogen des Netzes hinein und schlägt mit dem Ruder ins Wasser, um die etwa zwischen den Netzwänden befindlichen Fische in den hintersten, sackartigen Teil des Netzes, den »Bären« zu treiben.

Rascher werden die Bewegungen der Männer; ihre bisher gleichgiltigen Gesichter beleben sich. Diesmal scheint etwas im Netze zu sein. Das ist den Fischern aber auch wohl zu gönnen; denn seit Tagesanbruch sind sie an der Arbeit und haben noch kein Schüppchen gefangen. Und nun nähert sich der »Bär« dem Lande. Er ist zentnerschwer; silbern blitzt und schimmert es darin; es schlägt und zappelt. Hart treten die Fischer aneinander, bis sie endlich den Bären selbst fassen. Ein Berg von Fischen liegt vor ihnen, eingeschlossen in den Maschen des Netzes. Es sind »Brachsen«; keine sonderlich wertvollen Fische, aber gut zum Räuchern, und alle miteinander wohl über hundert Pfund schwer.

Nun werden sie rasch ins Schiff geworfen; Netz und Taue hinterher. Die Fischer schwingen sich wieder über den Bord und greifen zu den Rudern.

Die Sonne ist mittlerweile verschwunden; eine dunkle Gewitterwand deckt den halben Himmel; schwer und lichtlos liegen die Berge; schwarzgrün der See. Eine schreckhaft aussehende, rostfarbene Wolkenwalze schiebt sich unter der schwarzen Gewitterwolke daher. Die Männer wissen, dass ein schwerer Sturm kommt. Das Inseldorf von Frauenchiemsee aber, ihre Heimat, liegt noch in Meilenferne jenseits der dunklen Wasserfläche. Und nun fängt die Fläche zu zittern an; wenige Minuten später kommt der heulende Sturm geflogen, und bald klatscht das Schiff durch hochgehende, graue Wogen hin. Stundenlang

dauert der Kampf mit denselben, während Blitze zucken und das Rollen des Donners mit dem Sausen des Sturms und mit dem Rauschen der Schaumkronen sich mengt.

Die Männer in dem alten Eichenschiffe kümmern sich wenig um den Aufruhr der Elemente. Sie haben schon Schlimmeres mitgemacht, und es ist ihnen ziemlich gleichgiltig, dass das Schiff ab und zu wie ein bäumendes Pferd auf einen Wogenrücken hinansteigt, und dass ein andermal eine Sturzsee mächtig klatschend an die Schiffswand schlägt und einige Liter kaltes graues Wasser auf einmal in das Fahrzeug wirft. Nur wie dem im Gransen rudern den Manne eine Spritzwelle plötzlich bis in die Pfeife springt, dass das darin glimmende Tabakhäufchen zischend verlöscht: da kann er nicht umhin, einen derben Fluch zu murmeln.

Dann rudert er lautlos weiter.

Nach einer Stunde schwerer Arbeit ist ein schützender Landvorsprung erreicht; in ruhigerem Wasser gleitet das Fahrzeug rasch zur heimischen Lände. Zwei Weiber und ein paar weisshaarige Kinder warten dort am Ufergestein auf die Heimkehrenden. Nun werden die Bütten herbeigebracht, der Fang wird verteilt und die Netze zum Trocknen auf ein Gerüst aus grauen Stangen gehängt. Jetzt kann auch die erloschene Pfeife wieder angezündet werden, und eine Stunde Rast auf der Ofenbank ist den nassen, müden Männern wohl vergönnt, ehe sie an den Rest der Tagesarbeit gehen: an das Flicken des Netzes und an das Zurichten der Fische zum Räuchern.

Das Tagewerk des Fischers an einem der bayerischen Seen ist nicht übermässig gleichförmig. Es ist im Sommer ein anderes, als im Winter. Das Gewerbe ist auch nicht so ergiebig, dass es für sich allein eine Familie zu ernähren vermöchte; die Fischer treiben daher alle nebenbei mehr oder weniger Landwirtschaft. Die wohlhabendsten unter ihnen sind immer jene, welche mehr Bauern als Fischer sind. Wenn landwirtschaftliche Arbeiten drängen, muss dann immer die Fischerei zurückstehen, und dasselbe Fahrzeug, das am Montag die

Netze trug, füllt sich am Dienstag mit Grummet oder Streu, mit Rüben oder Kartoffeln.

Die Verwertung der Fische ist jetzt nicht schwierig, seit es die Eisenbahnen möglich machen, dass die Fische wenige Stunden, nachdem sie der heimischen Flut entrissen worden, schon im Laden des Münchener Fischhändlers liegen; und seit an allen Seeufern Sommergäste und Touristen genug sich vorfinden, um die regelmässige Ausbeute wegzuessen. Man macht sich kaum einen Begriff von den Fischmassen, die etwa zu St. Bartholomä am Königsee, auf den Chiemseeinseln oder am Starnbergersee von den Touristen an jedem schönen Sommertage verspeist werden. Vor der Ära der Eisenbahnen und des Fremdenzuges war die Sache schwieriger; damals waren die Fischer weit mehr als heutzutage auf das Räuchern der Fische angewiesen; und es ist ohne Zweifel ein vielhundertjähriger Brauch, dass die Fischer ihre während der Woche geräucherten Fische am Sonntag in den Wirtshäusern der Nachbardörfer, namentlich bei Märkten, zum Verkauf austragen. Dass bei diesem Hausiergange der Fischer selber auch jeweils Durst bekommt und in seinem leeren Korb abends einen Affen nach haus trägt, mag wohl der Fischerin zum Ärgernis gereichen und den idyllischen Frieden der Fischerhütte hie und da durch kleine Prügeleien stören, erscheint aber doch als recht natürlich und begreiflich.

Am besten unter den bayerischen Seen erscheinen der Schliersee und der Würmsee bewirtschaftet; nicht ganz so gut der Chiemsee; am schlechtesten der Kochelsee, Ammersee, Walchensee und Königssee. Wer die gigantischen Lachsforellen betrachtet, die im Jagdschlösschen zu St. Bartholomä abgebildet an den Wänden hängen, wird sich einiger Wehmut nicht erwehren können, wenn er sieht, wie kleinwinzig die Urenkel jener Fischriesen heutzutage sind, und wenn er erfährt, dass man jetzt am Königssee überhaupt nur noch solche Fische speist, die aus dem österreichischen Attersee mit der Eisenbahn herüber gekommen sind. Der bayerische land-

wirtschaftliche Verein hat sich zwar seit dem Jahre 1848 bemüht, die künstliche Fischzucht in Bayern einzubürgern; aber die Edelfische haben sich trotz dieser redlichen Bemühungen nicht in dem Grade vermehrt, als es die unersättliche Gefrässigkeit der Touristenschwärme erforderlich scheinen lässt.

Es mag hier wohl auch am Platze sein, einen Blick auf die Schifffahrt der bayerischen Alpengewässer zu werfen. Wenn man vom Bodensee absieht, der ja kein rein bayerisches Gewässer ist, so zeigen sich in dieser Hinsicht beträchtliche Unterschiede. Auf den grossen Seen des Alpenvorlandes, dem Chiemsee, dem Starnberger- und Ammer-See war vor vierzig Jahren noch der Einbaum, aus einem einzigen mächtigen Eichenstamme gezimmert, das landesübliche Fahrzeug. Die eleganteste Form zeigten diese Fahrzeuge am Starnbergersee, wo sie kurz, mit erhobenem und zugespitzten Vorder- und Hintersteven waren; der Vordersteven oder »Gransen« bedeutend höher als der Hintersteven. Am Chiemsee zeigte sich das Fahrzeug gestreckter, mit abgestumpftem Stern. Diese Schiffe waren, bei geschickter Behandlung, in hohem Grade seetüchtig und rasch, erforderten aber für den Steuermann einen ansehnlichen Aufwand an Kraft und Gewandtheit. Der Steuermann ruderte stehend, die übrigen Ruderer sitzend. Die aus zwei Stücken, der Stange und der Schaufel, zusammengesetzten schweren Ruder bewegten sich in aus gedrehten Fichtenzweigen oder aus Weiden geflochtenen Ringen (»Wieden«). Seit die grossen Eichen selten und teuer geworden sind, baut man die Schiffe aus Brettern und zwar — worin technisch jedenfalls ein Rückschritt liegt — aus Fichtenholz. Denn jene alten eichenen Einbäume hatten eine Lebensdauer von 60—80 Jahren, die jetzigen Bretterschiffchen nur von 10—12 Jahren. Die urwüchsigsten Fahrzeuge, die man auf bayerischen Wassern sehen konnte, waren bis vor kurzer Zeit jene Einbäume, in welchen bloss die Holzknechte über den Königsee fuhren: aus einem einzigen Fichtenstamme ganz roh ausgezimmert, an Bug und Stern

abgestumpft. Seit etwa zwanzig Jahren hat der Schiffbau am Starnberger- und Tegernsee ganz bedeutende Fortschritte gemacht; dort kommen jetzt Boote von den Werften, als wären sie zu Hamburg oder Southampton gezimmert. Sie sind aber bloss für den Segelsport der Städter; jene Schifffahrt, die dem Arbeitsleben des einheimischen Volkes dient, hat keinen Fortschritt gemacht. Das Fichtenholz ist als Schiffsmaterial einfach nichtswürdig; missverstandene Sparsamkeit verhindert die Seeanwohner an der Verwendung von Planken aus Eichen- oder Lärchenholz; mit der Verwendung dieses besseren Materials kämen aber auch sorgfältigere Ausführung und bessere Formen. Mit dem Schiffbaumaterial hat sich auch die Art des Ruderns verändert. Die Einbäume aus Eichenholz hatten wegen ihres Gewichtes so stäten Gang, dass sie von gewandten Händen mittels eines einzigen Ruders stehend regiert werden konnten; die Bewegung dabei war graziös und gesund. Mit den leichten und unstäten Bretternachen der neueren Zeit ist das Arbeiten mit zwei Rudern immer üblicher geworden, eine Bewegung, welche, wenn sie stehend ausgeübt wird, sehr viel Kraft und Geschicklichkeit beansprucht, für den Sitzenden dagegen leicht, aber dafür nicht ohne einen gewissen knechtischen Zug ist. Segel wenden die eingebornen Seeanwohner nicht an, trotz der importierten Segelboote, die im Sommer vor ihren Augen umhergaukeln.

Die seemännische Begabung der Anwohner ist an den einzelnen bayerischen Gewässern sehr ungleichartig. Die mutigsten und dabei zuverlässigsten Seeleute sind die Fischer an den grossen Seen des Vorlandes, dem Chiemsee, Starnberger- und Ammersee, während an den eigentlichen Gebirgsseen, wo die Gefahr weit geringer ist, auch Übung und Verständnis, ja selbst der Mut für die Seefahrt geringere sind. Ohne Übertreibung — an den Ufern des Chiemsees hat jedes alte Fischerweib mehr Kühnheit und mehr Geschick in der Handhabung eines Bootes, als auf dem Königsee jene furchtbar schneidig aussehenden Gesellen mit ihren Spielhahnfedern, die dort

Tag für Tag ganze Schiffsfrachten von Berlinern, Engländern und Amerikanern über den See hintriften. Die Seen des Vorlandes sind weit stürmischer, als jene bergumschlossenen Felsenkessel, in welchen der Sturm zwar wüsten Lärm verursacht, aber niemals mit so verheerender Gewalt über die Flächen hinwegfegen kann, wie vor den Bergen.

Während des tiefsten Winters sind die Gebirgsseen fast immer mit einer Eisdecke bedeckt; die Seen des Vorlandes erhalten diese Decke nicht jedes Jahr. Für die Seeanwohner ist sie erwünscht; sie leistet bei mancherlei Arbeitsthätigkeit wohlwollende Unterstützung. Eine spiegelblanke Eisdecke schafft den Seeanwohnern ein unvergleichliches Verkehrsmittel; kaum trägt sie, so eilen schon die Schlitten über sie hin, mit Holz und Streu beladen; die Fischer schlagen Löcher in die Kristalldecke, stellen sorglich Eisblöcke als Warnungszeichen daneben und senken ihre Legangeln hinein. Ist die Eisdecke fest genug, so werden die gangbaren Wege durch eingesteckte Fichtenzweige bezeichnet, damit sie auch bei Nacht und Nebel gefunden werden können.

Noch einer Art von Wasserfahrt muss hier gedacht werden: der Flösserei. Jene glänzenden Zeiten dieses Verkehrsmittels sind freilich vorbei, in welchen Mittenwald ein blühender Mittelpunkt internationaler Handels- und Speditionsgeschäfte war. Dazumal konnte es geschehen, dass die Mittenwalder Flösser Bozener Wein und welsche Südfrüchte auf ihren Fahrzeugen verluden, und dass demnach die goldenen Äpfel der Hesperiden zwischen den Fichtenstämmen des Karwendelgebirgs umherkugelten. Auch die Flossreisen von München isarabwärts zur Donau und nach Wien — man konnte für vier Gulden nach Wien als Passagier reisen — haben ein Ende genommen, seit die Eisenbahnen fast ebenso billig, aber viel schneller, bequemer und vor allem viel trockener transportieren, als die Flösser. Die letzteren begnügen sich jetzt mit den wohlfeilsten Frachten, als da sind Bretter, Sägbäume, Kalk und dergleichen; und ebenso mit den anspruch-

losesten Passagieren, wie zum Beispiel Handwerksburschen, denen das Geld gänzlich ausgegangen ist, oder Jachenauerinnen, die von einem befreundeten Flossknecht bloss um ihrer schönen Augen willen nach München zum Oktoberfeste hinuntergeflösst werden und zum Danke dafür dem wackeren Steuermann die Zeit mit anmutigem Gespräch verkürzen.

Die Flösserei auf den bayerischen Flüssen ist uraltes Gewerbe, und insbesondere war die Isar bis in die neueste Zeit eine hochwichtige Flossstrasse. Die Männer von Länggries und aus der Jachenau stellten zu diesem Geschäfte Arbeiter von erstaunlicher Kühnheit und Gewandtheit; Arbeiter, welche in bezug auf Technik wohl von den berühmten Schwarzwaldflössern auf der Kinzig und Wolf, an Kühnheit aber nirgends übertroffen werden. Die Flösser aus dem Isarwinkel sind ein Geschlecht von Riesen, gewohnt, mit wilden Bergwassern zu kämpfen. Ihre rohen Fahrzeuge, die, im Gegensatze zu denen anderer Ströme, immer nur kurz gebaut sind, werden im Oberlaufe der Isar zusammengestellt, aus den Stämmen, welche die einsamen Waldthäler bei Fall und Vorderriss liefern. Aber so einfach Fahrzeug und Fracht sind: es ist ein fröhliches Fahren, den blaugrünen, reissenden Strom herab, dessen Wellen und Wirbel oft genug dem schneidigen Lenker des Fahrzeugs über die Füße schäumen. Der steht an seinem Steuer gerade so stolz wie der Steuermann eines Dreimasters; und wenn das Floss durch die Stromschnellen schiesst, als wollte es in tausend Trümmer gehen: dann schwingen die Männer darauf ihre Hüte und schicken auch einen Jauchzer herüber als Gruss aus der waldgrünen Jachenau!





SIEBENTES KAPITEL.

Bergleute und Steinarbeiter.

AN jener wunderschönen Strasse, die von Reichenhall nach Berchtesgaden führt, sitzen, unweit der ersten Häuser Berchtesgadens, ein paar arme Menschen im Gras. Es ist ein alter, blinder Mann in einem verschossenen Bergmannskittel, den Schachthut auf dem Kopfe. Neben ihm kauert sein Enkelkind, ein kleines, blondhaariges Mädchen mit blassem Gesicht und grossen traurigen Augen. Es ist die Führerin des alten Mannes. An der anderen Seite des Mannes steht sein Handwerkzeug: ein hoher, dunkelgrün angestrichener Kasten. Unten in diesem Kasten befindet sich eine Drehorgel; darüber zwei Thürflügel. Wenn dieselben aufgeschlagen werden, sieht man in das Innere eines Miniaturbergwerks. Da sieht man oben einen Pferdegöpel, darunter einen Schacht, aus welchem an den Seiten Stollen ausmünden. Man sieht an dem Göpel kleine Pferde, in dem Schachte Tonnen an Grubenseilen, und in den Schachten kleine zollhohe Bergleute mit kleinen Wagen, mit Schlägel und Keilhaue. Sobald die Orgel gedreht wird, setzen sich die Figürchen in Bewegung; die Pferde treiben den Göpel, die Tonnen gehen auf und nieder, die Bergleute beginnen mit ihren Werkzeugen in das Gestein zu hämmern.

Ich hatte die beiden Leute schon irgendwo draussen, in einem Dorfe des Alpenvorlandes gesehen, vor ein paar Tagen. Nun setzte ich mich neben den alten Berg-

mann an den Strassenrand und knüpfte ein Gespräch mit ihm an.

Was ich von ihm erfragte, war wenig erfreulich. Ein Leben voll mühsamer Arbeit und gegen das Ende dieses Lebens zu die bittere Arbeit und Hilflosigkeit. Der Mann war ein geborner Berchtesgadener; seine Eltern und seine Grosseltern waren Bergleute in Berchtesgaden gewesen. Ein kleines, armseliges Häuschen war sein Heim; aber dieses Häuschen stand in jener paradiesischen Berglandschaft, in der wir eben sassen. Er hätte das Heimwesen haben können. Aber für ein paar hundert Gulden hatte er sein Erbrecht verkauft und war in die Welt gezogen, das Glück zu suchen. Er hatte es nicht gefunden und war wieder heimgekehrt, um sich in dem benachbarten Schellenberg als Salinenarbeiter niederzulassen und eine Familie zu begründen. Da war er erst vollständig in Armut und Arbeitslosigkeit verkommen. Und als sein Weib gestorben und sein einziges Kind von mitleidigen Leuten angenommen war, da war er denn von neuem in die Welt hinausgezogen. Aber wo er auch gearbeitet hatte: das Glück hatte er sich nirgends erarbeitet. Er hatte in einer Grube am Rauschenberge gearbeitet, bis dieselbe als hoffnungslos aufgegeben ward; dann war er tief hinein nach Österreich, in die Goldgruben von Rauris, und hatte überall bloss Not und Elend kennen gelernt. Und endlich hatte ihn das Schicksal bis nach Siebenbürgen verschlagen. Dort hatte er nach langen Jahren gemerkt, dass es mit seinem Augenlichte zu Ende ging, und war dann, vom Heimweh getrieben, den ganzen weiten Weg wieder zurückgewandert bis nach Berchtesgaden. Als er daheim angekommen war, da war er schon soweit erblindet, dass er eben noch die weisse Strasse sah. Den Watzmann aber, den er so gern noch einmal gesehen hätte — den sah er nimmer. Dann kauften ihm mitleidige Menschen von seinen kleinen Ersparnissen das Spielwerk, mit welchem er umherziehen konnte, und nachdem er gänzlich erblindet war, gaben ihm seine Verwandten das Enkelkind als Wegweiser mit.

An ihrer Seite hatte er nun seit ein paar Jahren die Dörfer und Märkte im bayerischen Gebirge, im Salzkammergut und in der Schweiz durchwandert, hatte seine Orgel gedreht und seine kleinen Bergmännlein arbeiten lassen. Jetzt war es wieder Spätherbst geworden, und der alte Berginvalid wollte nochmals in seine Heimat zurück. Zum letzten Mal, wie er sagte; denn er gedachte, den Winter nicht mehr zu überleben. Und ich glaubte ihm.

Der Mann war eine Art Philosoph. Ich konnte nicht mit ihm streiten, als er sagte: »Schauen's, Herr! Das is dem Menschen sein Unglück, was unter der Erden is! Wann's unter der Erden nix geben thät, nachher könnt' man kein' Krieg führen, und arme Bergleut' thät's auch keine mehr geben!«

Hernach war er doch wieder recht froh um ein Stückchen Silber, das unter der Erde gewachsen war.

Wenn es nichts gäbe unter der Erde! Dann wäre also die Steinzeit die letzte Phase der industriellen Entwicklung des Menschen geblieben! Der industriellen Entwicklung wohl; aber nicht des ganzen Ausbaues menschlicher Gesittung. Diese hängt nicht bloss von dem ab, was unter der Erde ist.

Die bayerischen Alpen sind im ganzen arm an jenen Schätzen, welche die steinerne Erdrinde dem Menschen bietet. Der hierzuland wertvollste Teil dieser Schätze ist noch das Salz, welches zu Berchtesgaden als Steinsalz und als Sudsalz, zu Reichenhall, Traunstein und Rosenheim aber nur durch Versieden von Soole gewonnen wird. Der Volksfreund muss es entschieden als einen glücklichen Zug unserer wirtschaftlichen Entwicklung ansehen, dass gerade die Salzproduktion den Schwerpunkt des Bergbaus in den bayerischen Bergen bildet. Manches Übel, das an andre bergmännische Betriebe sich heftet, fehlt dem Salzbergbau. Schon die Arbeit der Bergleute selbst ist eine gesündere, reinlichere und minder anstrengende, als in den Gruben, wo andere unterirdische Güter gewonnen werden. Man wird in der ganzen Welt

wohl umsonst einen Bergbau suchen, der an Reinlichkeit, man möchte fast sagen an Salonmässigkeit, dem Berchtesgadener gleicht. Ein weiterer Vorzug dieses Betriebes aber liegt darin, dass der grösste Teil der dazu gehörigen Arbeiten nicht unter, sondern über der Erde geschieht. Was unter der Erde zu vollbringen ist, arbeitet ja zumeist das Wasser, indem es das Salz aus dem »Haselgebirge« für den Menschen heraussaugt. Dagegen beschäftigen die Erhaltung und der Dienst an jenen mächtigen Soolenleitungen, welche die salzhaltigen Wasser weiterführen, in den Sudhäusern und Brunnenhäusern, an Salinenwegen und dergleichen eine Menge von Arbeitskräften, welche über der Erde arbeiten dürfen, oft im grünen Walde und im hellen Sonnenschein.

So kommt's, dass alles, was an der Saline mitarbeitet, ein menschenwürdiges Dasein führt. Um so mehr, als der ganze Betrieb keine fetten Dividenden zu erzielen braucht, sondern dem bayerischen Staate gehört, der immer mit einer gewissen väterlichen Milde darauf bedacht war, die Arbeiterbevölkerung seiner Werke nicht zum verzweifelten Proletariat verkümmern zu lassen.

Neben dem Salze spielt in den Bergbauen der bayerischen Alpen die Steinkohle eine Hauptrolle. Und man muss sagen, dass auch hier, obschon es nicht so leicht war wie beim Salze, sowohl das Staatswerk bei Peissenberg, als auch die Privatwerke bei Penzberg und Miesbach alles gethan haben, um die schlimmsten Schäden, die sich an den Betrieb von Kohlengruben knüpfen, fernzuhalten. Dass es ihnen gelang, mag wohl auch daran liegen, dass die oberbayerischen Kohlenfelder nicht sehr reichhaltig sind. Die paar hundert Familien von Bergleuten, welche in diesen Kohlenfeldern Beschäftigung finden, sind von einer so kraftvollen und wohlhabenden landwirtschaftlichen Bevölkerung umwohnt, dass sie gar nicht dazu kommen können, ihrer Landschaft einen stark industriellen Zug zu verleihen.

Zum Graben in den Eingeweiden der Erde hat übrigens der Altbayer keine rechte Lust. Er braucht zu

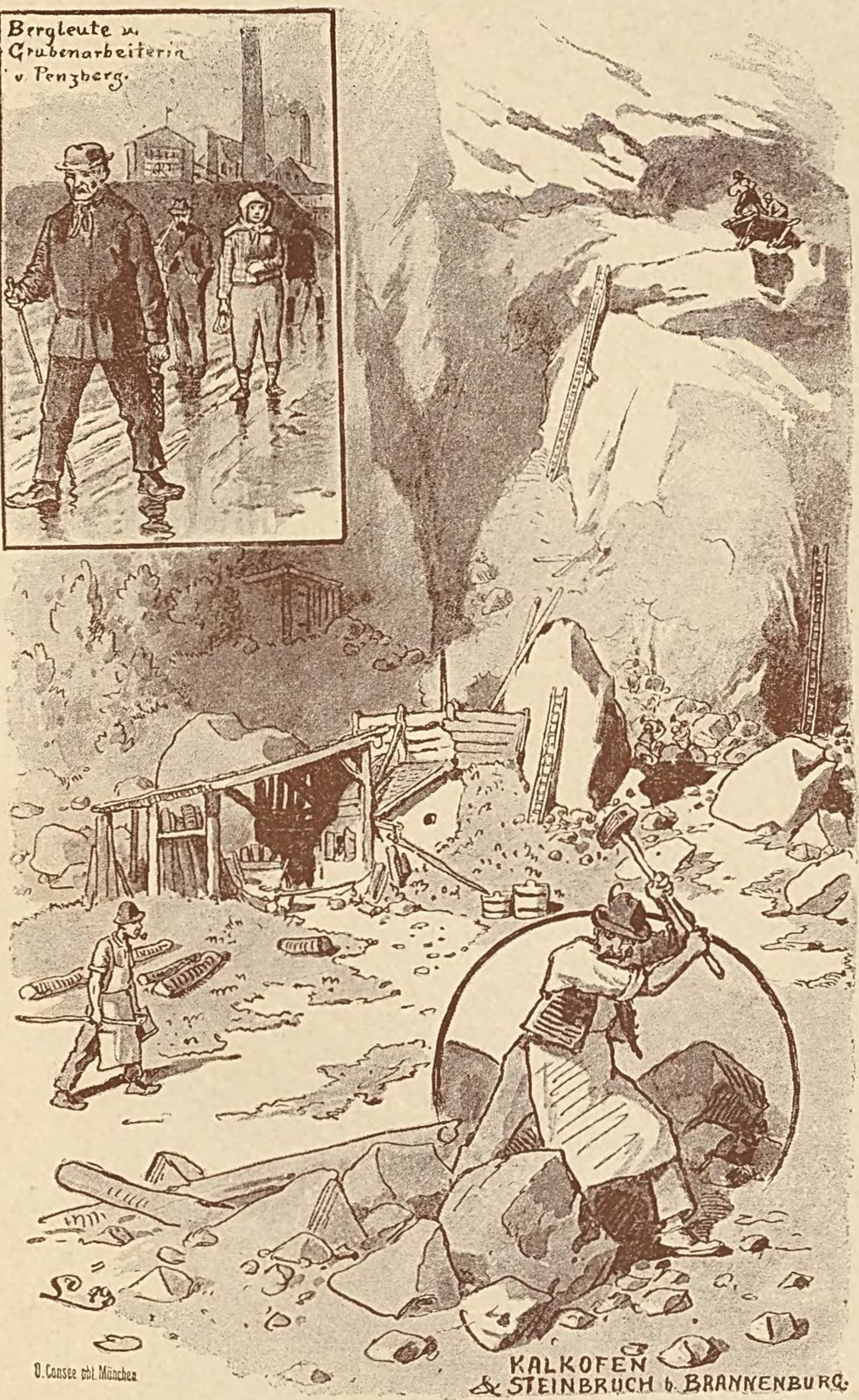
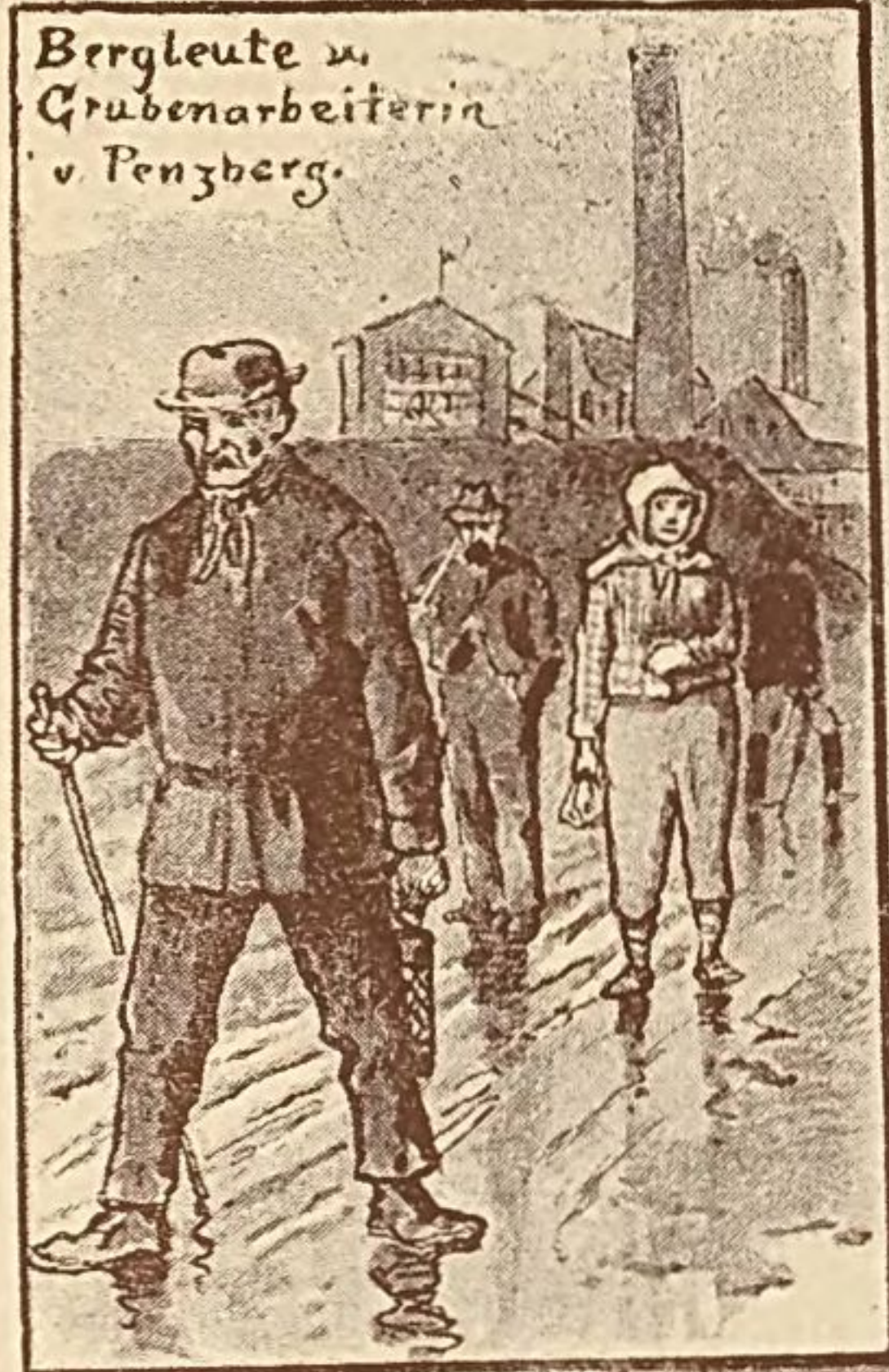
viel frische Luft und überlässt daher die Arbeit in den Kohlenwerken meist zugewanderten Arbeitern: Oberpfälzern, Schlesiern, Sachsen.

Zahllos sind die Stätten in den bayerischen Bergen, wo vordem Bergbau getrieben oder wenigstens versucht ward, und wo man jetzt nichts mehr sieht, als ein düsteres Stollenmundloch oder die grünüberwachsenen Trümmer eines zerfallenen Tagbaus. Eigenartig ist der Eindruck solcher längstverlassener Arbeitsstätten, von welchen heutzutage die Umwohner kaum mehr wissen, wozu sie einst dienten. Frägt man darnach, so erfährt man mitunter, wie die Sage allmählich ihr goldnes Gewebe über diese vergessenen Felsenlöcher spinnt. So ward zu Fischbachau am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Bergbau auf Eisen und Grünerde getrieben; zu Fischbach am Inn grub man dazumal auf Silber. Bei Bayerischzell ward noch im vorigen Jahrhundert Eisen verhüttet. Im Aigenthal bei Prien geht ein vergessener Stollen in den Berg, und hoch droben, zwischen den Schroffen der Kampenwand, zeigten einem vor zwanzig Jahren noch die Sennerinnen der Schlechtenberger Alm das »Goldloch«, in welchem man noch die Reste der früheren Grubenzimmerung fand. Auch im Eschelmoos ward einst auf Silber gegraben; im Staufen bei Reichenhall auf Gold, Silber und Galmei. Die Reste der alten Hüttengebäude kann man dort noch finden. (Vierthaler.) Auf der Königsbergalm, über dem Königsee, liegen verlassene Galmeigruben; der ehemals erreiche Rauschenberg liegt verödet, und auch in der schauerlichen Wildnis des Höllenthals, unter den Steilwänden der Zugspitze, erwies die Tiefe der Berge sich als unzuverlässig und trügerisch. Wo sich in den Kalkgebirgen Erzlagerstätten finden, sind's eben keine langgestreckten Gänge, sondern regellos verstreute Nester, nur dazu angethan, um Hoffnungen zu erwecken und dann den suchenden Menschen bitter zu enttäuschen, bis er verzweifelnd den Platz verlässt, wo er Arbeit und Wohlstand an taubem Gestein vergeudete. Wenn man eine solche alte Arbeitsstätte betrachtet, über

deren Trümmern jetzt das Krummholz seine knorrigen Wurzeln flicht und Alpenblumen im Winde sich wiegen: dann mag vielleicht einseitiger Industrialismus es bedauern, dass kein reicherer Segen aus den Tiefen dieser Berge zu holen war. Wir wollen darüber nicht schwere Klage führen.

Wenn auch aus den Tiefen der Berge nicht viel zu holen ist: mancherlei Arbeit giebt doch das Gestein, das zu Tage liegt. Da die ganze Kette der bayerischen Alpen aus Kalk besteht und weisses Kalkgestein das Bett jedes den Bergen entströmenden Wassers bildet, ist die Kalkbrennerei ein wichtiger Erwerbszweig, und zahlreiche kleine Kalköfen sind als charakteristische Einrichtungenstücke der Landschaft am Fuss der Alpen zu betrachten. Am bequemsten erschien ihre Anlage an den Ufern der grösseren Alpenströme, wo das Material von den rastlosen Wellen bereitwillig hergerollt wird; insbesondere an der Isar, die dann auch dienstbar sein muss, um die auf Flössen verladenen gebrannten Kalksteine stromabwärts zu tragen. Das Einsammeln der Kalksteine im Strombette der oberen Isar besorgen in der Regel Weiber und Mädchen, die dabei ihre arbeitshinderlichen Gewänder in weiten, weissen Beinkleidern verbergen; und es macht einen eigenen Eindruck, auf den grellweissen Kiesbänken des Stromes diese weissen Gestalten gleich mittäglichen Gespenstern umherwandeln zu sehen, wie sie sich nach den Steinen bücken, dieselben in ihre Schiebkarren — »Radeltruhen« heissen sie hier — werfen und dann die wohlfeile Ausbeute auf Bretterpfaden das Stromufer hinaufschleppen zu dem ebenfalls schneeweiss vom waldigen Hintergrunde sich abhebenden Kalkofen.

Anderer Art ist die Arbeit in vielen Steinbrüchen, die sich allenthalben am Rande des Gebirgs und in den Thälern finden. Zu Steinbrucharbeiten lässt sich auch der Altbayer lieber herbei, als zu dem unterirdischen Werke des Bergmanns. Denn in den Steinbruch leuchtet doch die liebe Sonne herein; und die Arbeit an sich, der Kampf mit grossen und kleinen Felstrümmern, sagt



O. Cansee del. München

KALKOFEN
& STEINBRUCH b. BRANNENBURG.

dem Volkscharakter zu. Die bedeutendsten Unternehmungen der Gesteinsindustrie in den bayerischen Alpen sind die Staudacher und die Peissenberger Zementbrüche. Auf eine Entfernung von zwölf Kilometern erkennt man deutlich das mächtige Loch, welches die erstgenannten Werke in den waldigen Fuss des Hochgern gegraben haben. Wie die Steinkohle ihre ganze Landschaft schwarz färbt, so färbt hier der Cement ockergelb; licht ockerfarbig werden Strasse, Wände, Dächer und Menschen; es ist, als wäre man in eine gelbe Welt geraten.

Neben den Zementbrüchen sind aber auch zahlreiche Brüche von Bausteinen vorhanden. War schon von alters her der Untersberger und Tegernseer Marmor berühmt, so sind später auch Brüche von rotem Marmor bei Hohenschwangau und Füssen, bei Unterau, am Spitzstein, am Kammerkahr und am Haselberge bei Ruhpolding erschlossen worden; eine sehr ansehnliche Marmorindustrie arbeitet neuerdings in Kiefer. Wetzsteine und Mühlsteine werden auch stellenweise gebrochen. Die meisten dieser Werke sind so bescheidenen Umfangs, dass sie nur als industrielle Pünktchen in der grossen Wald- und Felslandschaft des Gebirgs erscheinen. Die Hauptmasse des Alpengesteins ragt kahl und unfruchtbar seit Jahrtausenden, Schrofen und Wände, Karrenfelder und Schutthalden. Aber überall, wo die Natur nicht bis ins Kleinste nutzbar ist, wird sie dafür zu einer unvergänglichen und unerschöpflichen Schatzkammer, aus welcher der Mensch Lebenskraft und Lebensfreude holen kann.

Eine besondere Sorte von Steinarbeitern sind die Wegmacher. Auch im Gebiete des Strassen- und Wegebaus hat in den bayerischen Bergen die uralte Salzverwaltung eine leitende Rolle gespielt. Wo es Salz zu verfrachten gab, da gab es auch von alters her gute Strassen. Und das Gestein in unseren Kalkbergen ist dem Strassenbau günstig. Ist eine Strasse einmal in gutem Stande, so genügt wenig, um die Abnutzung, die sie durch den Verkehr erleidet, auszugleichen. Weit gefährlicher als das rollende Rad ist für unsere Bergstrassen

das fließende Wasser. Im Frühjahre, wenn die Thauwasser von den Höhen niederdrängen, pflegen sie die Alpenstrassen anzunagen und zu zerwaschen, sodass es für den Wegmacher immer Arbeit giebt. Das ist ein meist einschichtiger Arbeiter, den ganzen Tag auf der Landstrasse. Jeder Kutscher kennt ihn und nickt ihm zu; denn der Wegmacher ist ja der treueste und uneigennützigste Freund von Ross und Rad. Aber ebensowenig als das vorübereilende Fuhrwerk können wir uns bei dem einsamen Manne aufhalten, der mit seinem Spaten über der Schulter und seinem Messingschild auf dem Hute die Strasse entlang wandert, und sich seine Gedanken darüber macht, dass, wenn man auch den Menschen den Weg noch so schön und eben richtet, doch ab und zu ein Wagen in den Graben gerät und umgeworfen wird.

Wenn nun der gewöhnliche Wegmacher überall zu finden ist, nicht allein in den Alpen, sondern auch bei Berlin und Leipzig, so haben wir doch in den bayerischen Bergen eine besondere Spielart davon: den Almputzer. Um Pfingsten schicken die Bauern, deren Vieh auf die Almen getrieben werden soll, einen oder ein paar Burschen hinauf, dass sie die Wege und Hütten in Ordnung bringen. Almputzer heisst man diese Menschen. Sie müssen in ihrer Art technische Genies sein. Wo das wilde Bergwasser den Viehsteig zerrissen hat, müssen sie denselben wieder herstellen, indem sie an der Seite gegen den aufsteigenden Berghang zu das Erdreich abhacken und es an der anderen Seite des Weges aufschütten. Wo ein Steg zerbrach, müssen sie ihn wieder bauen; wo eine Lawine über den Weg gegangen ist und Schutt darüber geführt hat, durch den Schuttkegel Bahn schaffen. Hie und da bei besonders steilen Wegwindungen muss eine oder die andere Stufe gebaut werden; entweder aus Holz oder aus herbeigeschafften Steinen. So geht es in tagelanger Arbeit den Berg hinauf. Droben auf der Alm aber werden die Hütten nachgesehen, ob der Schnee kein Dach eingedrückt hat; die Wasserleitung, die zum Alm-



brunnen führt, wird geprüft; Steine, die etwa aus dem höher droben ragenden Gewänd abgestürzt sind, werden, so gut es geht, weggeräumt. Es ist erstaunlich, mit wie geringen Hilfsmitteln in den Bergen ein völlig unwegsamer Berghang gangbar gemacht werden kann; wie ein paar Stücke hohler Baumrinde hinreichen, um die zwischen Moos und Gestein unsichtbar sickern den Wassertropfen aufzufangen und in

einen roh gezimmerten Brunnentrog zu leiten; wie ein mit kundigem Blicke gefällter Stamm so stürzen muss, dass er von selbst zum Weggeländer wird; wie ein paar geschickt zurecht gerückte Steine aus einem wüsten Trümmerhaufen eine Treppe gestalten, für Menschen und Tiere gangbar. Alle Vorstufen und Grundformen der verwegensten Kunststücke, welche der moderne Strassen- und Wasserbautechniker ersinnen kann, finden sich an den einsamen Steigen des Hochgebirgs.

In den höchsten felsigen Einöden aber, wo die Almwirtschaft zu Ende ist, wo über pflanzenleeres Geklipp und Geröllfelder nur mehr die Steige der Jäger, Wildschützen und Schwärzer führen: dort endet auch jeder sichtbare Pfad. Dort leitet nur den durchaus bergkundigen Wanderer sein erfahrener und forschender Blick, falls nicht etwa der Alpenverein seine rothen Wegmarken an die weissen Kalktrümmer hingemalt oder ein Bergführer seine »Dauben« oder »Steinmannln« errichtet hat. Das sind Steine, an weithin sichtbaren Punkten so hingelegt, dass der in die Geheimnisse der Bergwelt eingeweihte Wanderer sie als absichtlich hingesezt erkennt und zu Wegweisern nimmt. Es sind die letzten und höchsten Spuren waltender Menschenhand in einsamer Wildnis.



ACHTES KAPITEL.

Dorfhandwerker.



Man muss in die kleinsten Dörfer gehen, um zu erkennen, welche Handwerker dem Volke am notwendigsten sind. Dann braucht es weiter keine Statistik. In den bayerischen Gebirgsdörfern sind diese Handwerker der Schmied und der Schuster.

Der Schmied ist unentbehrlich für die Wiederherstellung von Wirtschaftsgerät und Fuhrwerk, vor allem für den Hufbeschlag. Und mit der Dilettantenarbeit des Bauern selber ist in diesen Dingen nichts zu machen.

Der Schmied ist wohl das allererste selbständige Handwerk, wie in der ganzen Welt, so auch in den bayerischen Bergen. In andere Handwerke lässt sich leichter hineinfuschen; aber zum Schmieden des Eisens gehören nicht bloss Hammer und Amboss, sondern auch ein ehrlicher Blasebalg. Was aber den bayerischen Bauern am meisten hindert, in dieses Gewerbe hineinzufuschen, ist seine Feuergefährlichkeit — in einer Landschaft, wo wenigstens ursprünglich der Holzbau durchaus vorherrschte. So kömmt's, dass man an den Strassen und Strässchen, die durch unsere Berge führen, so ziemlich auf jeder Meile Weges eine Schmiede findet. Merkwürdig ist's dabei, wie oft diese Dorfschmieden die malerischsten Bauten weit und breit sind. Sie liegen meist nicht im Dorfe; immer aber an der Strasse, weil sie der Fuhrmann am notwendigsten braucht. Ein Steinbau mit einem finstren breiten Thore; vor demselben ein säulengetragenes Dach, unter welchem die Gäule angebunden werden können, die neue Hufe bekommen sollen. Frisch beschlagene Wagendeichseln und Räder lehnen an der Wand; im finstren Hintergrunde der Werkstatt, an der funkensprühenden Esse, schafft der Meister mit seinem Gesellen. Gegenüber dem Hause, an der anderen Seite der Strasse aber schäumt der Wildbach thalabwärts; hinter dem Hause des Schmieds steigt der Bergwald empor. So ist das Bild, das die den Malern wohlbekannte Ilsangschmiede bei Berchtesgaden aufweist und mit ihr eine lange Reihe solcher Werkstätten im Alpenlande. Es ist in der ganzen Geschichte des Handwerks begründet, dass der Schmied zugleich einiges von Tierheilkunde versteht, und damit hängt es wieder zusammen, dass er auch mitunter vom Landvolk als Menschenarzt zu Rat gezogen wird. Der Dorfschmied ist aber niemals blosser Handwerker, sondern immer auch nebenbei ein Stück von einem Bauern. Auch hier finden wir also die dem Alpenland eigentümliche Mischung von verschiedenerlei Beruf in einer und derselben Person. Was dabei der einzelne Beruf an technischer Vollendung entbehrt, ersetzt sich

beim ganzen Menschen durch seine grössere Vielseitigkeit und Unabhängigkeit. Wäre unser Schmied nicht zugleich Bauer, so müsste er manchmal einen ganzen Tag lang unthätig in seiner Werkstatt stehen und warten, bis ihn Rossegetrappel wieder an die Arbeit ruft.

Das wichtigste Handwerk neben dem Schmied ist im bayerischen Alpendorfe der Schuster. Barfüssig erscheint der Bergbewohner selten; auch Holzschuhe werden nur bei der Arbeit auf dem Düngerhaufen getragen. Auf dem Felde, vor allem aber im Walde, trägt man Lederschuhe. Und was für Schuhe! Es giebt wohl in der ganzen Welt nichts Solideres von Schuhmacherarbeit, als den Bergschuh eines Holzknechts oder den Stiefel eines Flössers in den deutschen Alpen. Ganze Lasten von Eisennägeln werden an die Sohlen dieser ledernen Ungeheuer hingeschlagen, die schon durch ihr Eigengewicht beständig dazu beitragen müssen, die Muskulatur des Fusses zu stählen.

Der Verbrauch an Schuhen in den Gebirgsdörfern ist so gross, dass der Dorfschuster meist mit einem, oft mit mehreren Gesellen arbeitet; selten allein. Ein kleines Täfelchen mit einem darauf gemalten Stiefel kündigt seine Werkstatt von aussen an. Ausserdem zeigt sich an den Fenstern, im Vorgärtchen und auf dem Balkon meistens reicher Blumenschmuck. Der Schuhmacher oder die Schuhmacherin sind in der Regel Blumenliebhaber. Das ist keine blosse Zufälligkeit, sondern hängt damit zusammen, dass in einem Bauerndorfe der Dorfhandwerker — und der Schuhmacher ist ja oft der einzige — einen nur kleinen Grundbesitz hat, dieses wenige aber dafür durch Blumenzucht zu verschönern sucht. Noch etwas anderes ist den bayerischen Gebirgsschustern eigentümlich. Tritt man in die Werkstatt ein, so bemerkt man — ausser dem angenehmen Ledergeruch, welcher sich sofort in die Nase drängt — fast immer ein musikalisches Instrument an der Wand oder auf einem Fensterbrett. Entweder ist's eine Geige, eine Zither oder Guitarre; auch Trompeten und andere Blasinstrumente weiss der

Schuster zu handhaben. Auch dieser musikalische Zug, der sich übrigens bei den Dorfschneidern ebenso findet, lässt sich leicht erklären. Musik braucht und liebt der Bergbewohner; wenn aber Musik gemacht werden soll, so eignen sich dazu jedenfalls die an feinere Hantierung gewöhnten Finger des Handwerkers weit besser, als die durch Holzaxt und Dreschflegel rauh gearbeiteten Fäuste des Holzknechtes und des Bauern. So kömmt's, dass im bayerischen Oberlande Schuster und Schneider fast überall auch zu bäuerlichen Tonkünstlern geworden sind. Sie machen Musik daheim, in der Kirche und in den Wirtshäusern; sie bringen die Orchester für Kirchweih- und Hochzeitsfeste zusammen. Und weil mit dem Musikantentum auch ein gewisser Durst in einem inneren Zusammenhange steht, ist der Dorfschuster mehrstenteils ein lustiger Kamerad, weit umher in den Wirtshäusern bekannt. Liegt doch auch in der Arbeit des Schusters selbst ein launiger Zug; in der raschen Vollendung der einzelnen Arbeitsaufgabe, in dem Wechsel zwischen altem und neuem, in den persönlichen Beziehungen des Arbeitsproduktes und in den Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, zu welchen dieses Handwerk ja so sehr anregt, dass zu allen Zeiten der Handwerkersgeschichte die Schuhflicker als die Philosophen unter den Handwerkern erscheinen!

Unter allen Handwerken ist im bayerischen Gebirge das Zimmermannshandwerk am weitesten verbreitet; verbreitet nicht etwa in dem Sinne, als ob es die meisten selbständigen Handwerker zählte, sondern vielmehr deshalb, weil es fast in jedem Hause als notwendige Dilettantenarbeit mit grösserer oder geringerer Kunstfertigkeit ausgeübt wird. Bei einem Volksstamm, welcher seit undenklichen Zeiten zwischen Wäldern haust, der bis vor einem Menschenalter mindestens drei Viertheile seines Hauses aus Holz baute, musste die Handhabung der Zimmermannswerkzeuge zur Lebensgewohnheit werden. Zur Herstellung eines Neubaus brauchte der Alpenbauer freilich eines gelernten Maurers und Zimmermanns; aber

die beständigen Ausbesserungen am Holzwerk von Haus und Stall fordern, dass jeder, der in einem Waldlande heimisch ist, auch die Axt ordentlich zu gebrauchen verstehe. Und jeder hält dies auch für eine Ehrensache. Wer ein Haus hat, versteht es auch, neue Schindeln auf sein Dach zu legen, wenn die alten etwa das Regenwasser durchlassen; wer einen Zaun hat, hinter dem sein Vieh weidet, weiss diesen Zaun im Notfalle auszubessern. Was mit der Axt und der Säge, dem Schnitzmesser, Hammer und Bohrer gethan werden kann: das muss jeder können. Was Andres ist's, sobald Massstab und Wasserwage, Schnur und Senkblei in Thätigkeit treten sollen. Auf diese Dinge lässt sich der Bauer nicht ein; da muss der gelernte Zimmermann her. Denn wer viel mit Holz zu schaffen hat, mag nichts Windschiefes, keine stumpfen und spitzen Winkel statt rechter sehen.

Die Zimmermannsarbeiten haben einen geselligen Zug, weil überall, wo mit grossen schweren Hölzern handtiert werden soll, mehrere zusammenwirken müssen. Im bayerischen Alpenlande kommen, wenn der Dachstuhl auf ein Haus gesetzt werden soll, alle Nachbarn zusammen und helfen dem Erbauer dabei, sodass in wenigen Stunden der Dachstuhl aufgesetzt ist. Zum Lohne für diese freundnachbarliche Leistung wird hernach eine frische Mass getrunken.

Das berufsmässige Zimmerhandwerk in den bayerischen Bergen hat eine wesentliche Förderung erhalten durch die Münchener Baugewerkschule, in welcher schon tausende von ländlichen Bauhandwerkern, Maurern sowohl als Zimmerleuten, ausgebildet wurden. Zu beklagen ist dagegen, dass der einst so grosse Reichtum an Eichen im Alpenvorlande merklich abgenommen hat. Dadurch ist das Zimmerhandwerk in der Hauptsache auf das Fichtenholz als Werkmaterial angewiesen. Auch die Holzarchitektur ist, da in den Bergen der Steinbau zugenommen hat, etwas in Abschwung gekommen. Selten nur wird man noch neue, schön geschnitzte Lauben (Altanen) und Windbretter finden.

Während das berufsmässige Zimmerhandwerk in jedem grösseren Dorfe vertreten ist, konzentriert sich das Maurerhandwerk mehr in den Märkten und Gebirgsstädten. In vielen Dörfern giebt es zwar Maurer, die sich aber im grunde bloss auf Reparaturarbeiten und höchstens auf ganz kleine kunstlose Neubauten, wie etwa kleine Ställe, Backöfen und dergleichen, verstehen.

Der Schneider spielt im Alpendorf eine ganz bescheidene Rolle. Früher war er wichtiger. Ehe die Tuchfabrikation Gegenstand der Grossindustrie geworden war, kaufte der Landbewohner das Tuch für ein Kleidungsstück bei dem Tuchmacher des nächsten Städtchens oder auf dem Jahrmarkte und liess sich hernach das Gewand vom Dorfschneider machen. Das gab dann Röcke und Mäntel, welche ein Menschenleben aushielten. Darin hat sich vieles geändert. Mit der Bauerntracht verschwindet auch der Bauernschneider. Kein einigermaßen gewandter und seines Handwerks kundiger Schneider wird sich heutzutage mehr in einem Gebirgsdorfe mitsamt seinem Talent vergraben. Er weiss zu gut, dass der Dorfbewohner jetzt seinen Bedarf an Kleidungsstücken weit lieber aus dem nächsten Städtchen oder gar aus München bezieht, wo ja die Auswahl viel grösser ist, und wo die Ware auch sicher modern ist. Modern? wird man fragen. Will der bayerische Gebirgsmensch jetzt modern sein? Freilich will er's, innerhalb gewisser Grenzen. In den eigentlichen Hochgebirgstälern, wo Joppe, Lederhosen und Wadenstrümpfe landesübliche Tracht sind, da erhält sich diese Tracht aus praktischen Gründen; aber man braucht doch keinen Dorfschneider mehr, um sie herzustellen, sondern kauft sie in den grösseren Orten fertig, in Berchtesgaden und Reichenhall, in Rosenheim und Miesbach und Mittenwald. Und einen gewissen Einfluss nimmt die Mode selbst auf eine landesübliche Volkstracht, auf Schnitt und Stoff der Joppen, auf die Verzierungen an den Strümpfen und dergleichen. Was aber im Alpenvorland wohnt, selbst hart am Fuss der Berge, trägt sich grösstenteils ganz städtisch. So ist

denn dem Dorfschneider nur ein recht bescheidenes Arbeitsfeld übrig geblieben; in kleinen Orten stirbt er sogar ganz aus, ein Opfer veränderter Zeiten.

Damit ist der kleine Kreis der Bauernhandwerker eigentlich schon abgeschlossen. Die übrigen für des Lebens Notdurft wichtigsten Handwerker, wie Schreiner und Schächler, Schlosser und Klempner, Bartscherer und Kaminfeger und viele, viele andere sind im Bergdorfe nicht notwendig; es genügt, wenn man sie in einer Entfernung von drei bis vier Stunden weiss. Aber wie ist's mit dem Bäcker und dem Metzger? Nun — einen Bäcker braucht überhaupt bloss der Städter; die bäuerliche Bevölkerung isst hausgebackenes Schwarzbrot. Und was den Metzger betrifft, so ist in den bayerischen Bergen jeder Wirt entweder selbst zugleich Metzger, oder er beschäftigt einen ständigen Metzgergesellen, sodass auch daran kein Mangel ist. Am unentbehrlichsten könnte noch der Bartscherer erscheinen, da doch auch in den tiefsten Bergthälern so mancher ist, der wenigstens am Sonntag mit glattem Gesicht erscheinen mag. Der Bartscherer ist unstreitig der dunkelste Punkt im gewerblichen Leben des bayerischen Gebirgsdorfes. Soweit es der Schreiber dieser Zeilen über sich brachte, in die Toilettengeheimnisse der Aelpler einzudringen, erfuhr er nur, dass in einem Dorfe ein Schuster, in einem anderen ein Zimmermann und in einem dritten ein Maurer das Rasieren als Nebenberuf ausübt, und dass alle drei Künstler diesen Beruf den Folterknechten des Mittelalters abgelernt haben. Übrigens hat sich das Bauernvolk in ganz Altbayern seit zwei Jahrzehnten in grosser Anzahl an den Vollbart gewöhnt — eine Neuerung, welche hauptsächlich dem Kriege von 1870 zuzuschreiben ist.

So spiegelt sich eine grosse Zeit lang noch im kleinen nach.

Eine Gruppe für sich bilden ein paar Gewerbe, welche nicht als gewöhnliches Dorfhandwerk, sondern als eine durch besondere Verhältnisse grossgezogene Hausindustrie erscheinen. Es sind das Ausnahmsgewerbe des-

halb, weil sie nicht wie das gewöhnliche Dorfhandwerk auf einen Absatz in der nächsten Umgebung begründet sind. Wir meinen die Schnitzerei von Berchtesgaden, Partenkirchen und Ammergau und die Geigenmacherei von Mittenwald.

Die Holzschnitzerei tritt ursprünglich als winterlicher Nebenerwerb jener Häusler und Kleinbauern auf, welche nicht in der Lage sind, in der Holzarbeit im Walde und am Holztransport einen ausreichenden Winterverdienst zu finden. Was dieses Schnitzergewerbe liefert, soll entweder von durchreisenden Städtern gekauft oder durch Vermittlung von Händlern auf entfernten Märkten abgesetzt werden. Damit ist diese Industrie hinreichend gekennzeichnet. Während alles Andere, was das Bergvolk schafft, notwendigem Bedarfe dient, ist hier eine Luxusindustrie erwachsen. Wenn dieselbe sich nicht übermässig ausdehnt, sondern in dem Umfange weiter arbeitet, wie bisher und dabei auch — wozu ihr durch die vorhandenen Schnitzerschulen treffliche Gelegenheit gegeben ist — sich künstlerisch fortentwickelt, mag sie wohl gedeihen. In Berchtesgaden hat sie einen gewissen kleinlichen Zug; man kann in den dortigen Ladengeschäften neben ganz netten Arbeiten doch recht viel Geschmackwidriges sehen, und fast nur Spielerei. Das Partenkirchener Schnitzergewerbe geht mehr auf grössere, praktischere Ziele los, fertigt grösstenteils Möbel an, arbeitet entweder in der Schnitzerschule oder auf eigene Rechnung, und hat in letzterem Falle Läden in der Marktstrasse. Manche dieser Schnitzer waren zu München in der Kunstgewerbschule; in ihren Werkstätten kann man Gipsabgüsse guter Reliefornamente sehen. Die Leute scheinen sich nicht übermässig zu plagen und dabei doch einen Verdienst zu haben, mit welchem sie zufrieden sind. Besonders lobenswert an dieser Hausindustrie erscheint es, dass Weiber und Kinder daran nicht mitarbeiten müssen, sondern dass der Erwerb des Mannes genügt, um die Familie zu erhalten.

Ähnliche Ziele wie die Partenkirchener Schnitzer verfolgen auch die von Oberammergau. In diesem Orte,

der sich freilich durch sein Passionsspiel noch berühmter gemacht hat, als durch seine Industrie, sind gegen hundert Personen als Schnitzer beschäftigt. Die Anregung zu dieser Industrie sollen schon im zwölften Jahrhundert Mönche gegeben haben. Dieser klösterliche Ursprung zeigt sich auch darin, dass die Ammergauer Schnitzer als besondere Spezialität die Herstellung grösserer Holzfiguren kirchlicher und weltlicher Art pflegen. Genauer müsste man die Ammergauer als Bildschnitzer bezeichnen, obwohl sie neben Heiligenbildern auch Möbel, Tierstücke, Nippsachen und dergleichen schaffen. Etwa sieben grössere im Ort ansässige »Verleger« besorgen den kaufmännischen Vertrieb und liefern für grössere Arbeiten den Schnitzern das Holz, während ehemals die Schnitzer selber mit ihrer Ware hausierten.

Den bedeutendsten Ruf unter den Hausindustrien der bayerischen Alpen aber geniesst die Mittenwalder Geigenindustrie — ein seit zweihundert Jahren durch die Welt klingender Beweis dafür, wie mächtig und andauernd der Erfindungsgeist und die Anregung eines einzelnen Menschen imstande ist, das Arbeitsleben einer ganzen Landschaft zu beeinflussen. War's doch nur der einzige Matthias Klotz, der als kleiner Bursche bei dem unsterblichen Amati zu Cremona den Bau der Saiteninstrumente erlernt hatte, um hernach seine Heimat Mittenwald in eine grosse klingende, singende Werkstatt zu verwandeln! Freilich half ihm die Natur seiner heimischen Bergwälder dazu; denn nicht alles Holz birgt so holden Wohlklang, als die Fichtenstämme, die an den sonnenseitigen Gehängen des Karwendelgebirges gewachsen sind.

So schön die Mittenwalder Geigen klingen, haftet doch an dieser Industrie schon mancher jener bedenklicheren Züge, die man bei wirklich industriellen Volksteilen findet und beklagt. Die Geigenmacherei beschäftigt etwa zweihundert Menschen, welche für zwei grosse Verlagsgeschäfte arbeiten, und zwar bei sehr ausgedehnter Arbeitsteilung, sodass jeder einzelne Geigenmacher sich

bloss auf bestimmte Einzelheiten beschränkt. Die einzelnen Bestandteile werden dann an die Verleger abgeliefert, welche daraus in eigenen Werkstätten die Instrumente zusammenstellen lassen; ausser Geigen auch Cellos, Kontrabässe, Gitarren, Zithern und dergleichen. Bei dieser Art zu arbeiten sind die Leute wirtschaftlich recht abhängig; ihr Verdienst ist bescheiden, mitunter sogar ärmlich. Frauen werden auch schon zu einzelnen Arbeiten, insbesondere zum Lackieren der Geigen herangezogen. Und dass dieser Teil unserer Bergbevölkerung nicht mehr die mächtige Lebenskraft hat, wie jene Landschaften, wo bloss Wald- und Bauernwirtschaft getrieben werden, erhellt am besten daraus, dass die kleinen Arbeiterhäuser Mittenwalds nicht selten von dem bleichen Gespenste der Tuberkulose heimgesucht sind. Ehedem beschafften die Geigenmacher sich selber das erforderliche Holz und gingen mit hochbeladenen Kraxen als Hausierer durch Dörfer und Städte, um ihre Geigen abzusetzen. Dabei wurde keiner reich; aber die Leute hatten eine selbständige Lebensweise, voll von Abwechslung. Das hat jetzt aufgehört. Gehetzt von der Stachelpeitsche der Konkurrenz schreitet die Massenproduktion fort, und die Menschen werden mehr und mehr zu freudlosen Produktionsmaschinen.

Doch wohin geraten wir? Es ist ein weiter Weg für die Kulturgeschichte der Menschheit von der Hütte des Waldarbeiters im einsamen Hochgebirg bis zu den Werkstätten der modernen Weltindustrie. In unseren Bergen kann man diesen Weg in wenigen Stunden zurücklegen. Schöner aber, o viel schöner ist der Weg in umgekehrter Richtung, bergeinwärts. Denn da wandern wir der Freiheit entgegen, der Poesie und dem Glück!



INHALT.

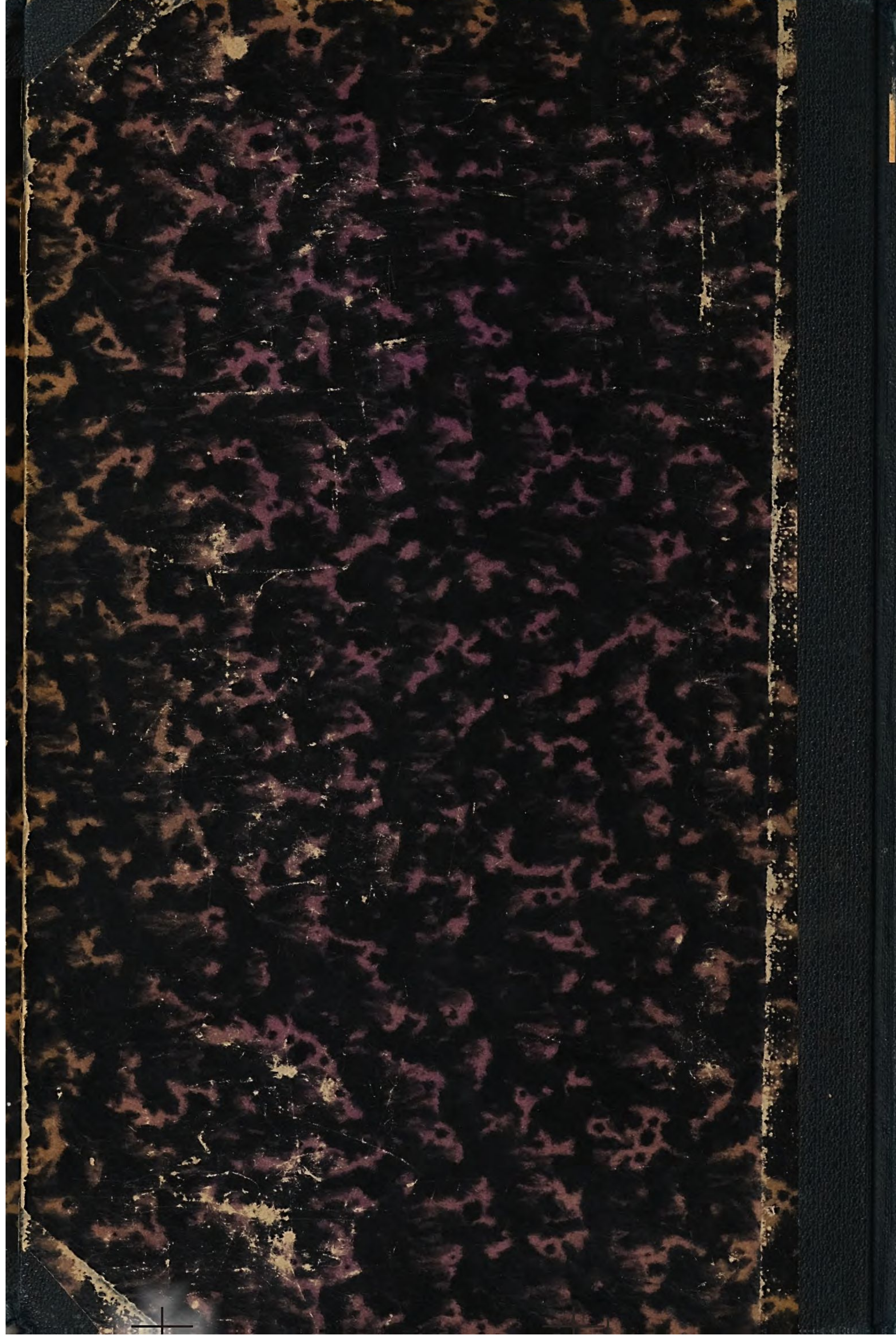
	Seite
1. Kapitel. Natur und Arbeitssitte in den Bergen	I
2. Kapitel. Der Holzknecht	13
3. Kapitel. Der Jäger	24
4. Kapitel. Der Bauer	32
5. Kapitel. Die Sennerin	42
6. Kapitel. Fischerei und Schiffahrt	53
7. Kapitel. Bergleute und Steinarbeiter	63
8. Kapitel. Dorfhandwerker	73



VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN.

	Seite
1. Einödbauer — Holzfäller	I
2. Holzknechte am Triftbach	13
3. Holzstauung in der Klamme	22
4. Jäger	24
5. Erschossener Jäger	30
6. Holztransport im Winter	40
7. Aufstieg zur Wendelsteinalm	42
8. Heimkehrende Chiemseefischer	53
9. Almputzer, eine zerstörte Brücke wiederherstellend	71
10. Dorfschuster	73
11. Vollbild I. Der Holzknecht.	
12. Vollbild II. Der Bauer.	
13. Vollbild III. Die Sennerin.	
14. Vollbild IV. Fischer und Flossknechte.	
15. Vollbild V. Bergleute und Steinarbeiter.	





Haushofer, Max

Arbeitergestalten aus den bayerischen Alpen

Bamberg 1890

Bavar. 384 o-4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11560101-8